August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

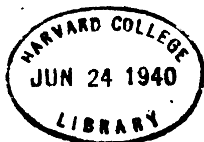


Dreizehnter Band.



Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Geschichtchen
für
meine Tochter.

Von Bouilly.

Frei übersetzt
von
August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1842.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geschichtchen

für

meine Tochter.

Zweiter Theil.

Die Rosen

des

Herrn von Malesherbes.

Unter allen Geschenken des Himmels ist keines reizender, lauterer und dauerhafter, als das Glück geliebt zu werden. Da dieses Glück sich nur auf wahres Verdienst gründen kann, so laß uns jetzt, meine Tochter, auf einen Augenblick dem Reiz der Dichtung entsagen, und dieses zweite Bändchen unserer Unterhaltungen mit der treuen Erzählung einer interessanten Anekdote beginnen, die, indem sie uns das Andenken eines der ehrwürdigsten Diener der Gerechtigkeit aus dem verflossenen Jahrhundert zurück ruft, uns zeigen wird, welchen süßen Genuß Liebe und Hochachtung gewähren.

Man darf Lamoignon de Malesherbes nur nennen, um einen redlichen Minister, bescheidenen Weisen, großen Naturkundigen, und den besten Menschen zu bezeichnen. Gewöhnlich brachte er einen Theil des Sommers auf dem Schlosse Verneuil bei Versailles zu, um sich von seinen wichtigen Geschäften zu erholen. Besonders gern vertrieb er sich die Zeit mit der Pflege der Blumen, unter welchen wiederum ein Rosengebüsch ihm am liebsten war. Er selbst hatte es gepflanzt, in Form eines halben Mondes, in einer Umgebung von Schlagholz, welches neben dem Dorfe Verneuil zur kleinen Jagd bestimmt war. Von allen seinen Rosenstöcken war keiner zurück geblieben. Die Rosen

stachen an diesem einsamen Orte seltsam gegen das wilde Gesträuch ab, und ihr Anblick überraschte jeden Wanderer auf das angenehmste. Ihr bescheidener Pfleger war doch ein wenig stolz auf seine kleine Schöpfung; er sprach gern davon und führte seine Gäste gern in seine Einsiedelei, wie er das Plätzchen nannte. Auch eine hübsche Rasenbank hatte er mit eigenen Händen gemacht, und von Erde und Baumzweigen eine Grotte erbaut, wohin er vor dem Regen flüchten, oder sein graues Haupt vor den Sonnenstrahlen schützen konnte. Hier wandelte er mit dem Plutarch in der Hand (seine Lieblingslektüre), im Stillen über den Wechsel der menschlichen Schicksale nachdenkend, oder im Genuß der Erinnerung an so manche seiner edlen Handlungen.

»Aber sehen Sie doch nur,« sagte er zu Allen, denen er seine Einsiedelei zeigte, »sehen Sie doch nur, wie üppig diese Rosenbüsche wachsen. In den prächtigsten Gärten blühen die Rosen nicht so schön und häufig. Ich erstaune selbst darüber, daß mir, seit so vielen Jahren, nicht ein einziger ausgegangen. Der geschickteste Gärtner hat keine so glückliche Hand als ich. Auch nennt man mich im Dorfe nur den Rosen-Lamoignon, um mich von den übrigen Gliedern meiner Familie zu unterscheiden.«

Eines Tages war er früher aufgestanden als gewöhnlich, und besuchte lange vor Sonnen-Aufgang sein liebes Gebüsch. Es war in der Mitte des Juni in den längsten Tagen. Ein herrlicher Morgen brach an, ein frisches Lüft-

chen wehte, ein sanfter Thau erquickte die lechzende Erde; tausend Vögel sangen, die Wiesen waren mit Schmelz bedeckt, gewürzhafte Pflanzen dufteten, der Weinstock blühte; kurz, der Frühling reichte dem Sommer die Hand.

Malesherbes, neben seiner Grotte sitzend, genoß mit Ehrfurcht diese herzerhebende Stille eines Morgens auf dem Lande, dieses bezaubernde Erwachen der Natur. Ein leises Geräusch machte ihn aufmerksam. Er glaubte, es sei ein schüchternes Reh, lauschte, und erblickte durch das Gesträuch ein junges Mädchen, das von Verneuil kam, einen Milchtopf auf dem Kopfe trug, bei einem Brunnen stehen blieb, Wasser schöpfte, nach dem Rosengebüsch ging, noch oft wieder kam, ihren Krug auf's neue zu füllen, und auf diese Weise jeden Rosenstock reichlich begoß. Der Einsiedler auf seiner Rasenbank folgte mit den Augen jedem ihrer Schritte, und konnte nicht begreifen, warum sie mit seinen Rosen so eifrig sich bemühte. Die Gestalt des Mädchens war sehr einnehmend, in ihren Augen glänzten Fröhlichkeit und Unschuld; die Morgenröthe glühte auf ihren Wangen. Neubegier und Rührung zogen den Greis zu der jungen Unbekannten hin, die eben ihren letzten Krug voll Wasser ausgeleert hatte. Ueberrascht fuhr sie zusammen, und es entschlüpfte ihr ein Laut. »Wer hat dir befohlen,« fragte Malesherbes, »dies Gebüsch zu begießen?«

»O gnädiger Herr,« antwortete sie zitternd, »ich habe es wahrhaftig gut gemeint! ich bin nicht die Einzige in die-

ser Gegend — und heute hat mich die Reihe getroffen.» — »Wie, die Reihe?« »Ja, gnädiger Herr, gestern ist Liese hier gewesen und morgen wird Perette kommen.«

»Erkläre dich doch. Ich verstehe dich nicht.« »Nun weil Sie mich doch ertappt haben, so kann es auch länger kein Geheimniß bleiben. Sie können ja auch nicht böse darüber werden. Wir haben gesehen, daß Sie selbst diese Rosen gepflanzt und gepflegt haben — und — sehen Sie nur — da haben alle Einwohner der benachbarten Dörfer zu einander gesprochen: der brave Herr, der uns täglich so viel Gutes thut, und den Ackerbau in Ehren hält — wir müssen ihm doch beweisen, daß wir keine Undankbare sind; und, weil er die Blumen so gern hat, so müssen wir ihm helfen, ohne daß er es merkt. Jedes junge Mädchen von fünfzehn Jahren soll künftig, wenn sie mit ihrem leeren Milchtopf von Versailles zurück kommt, Wasser aus diesem Brunnen schöpfen, und jeden Morgen vor Sonnenaufgang die Rosen unsers Freundes, unsers Vaters, begießen. Seit vier Jahren, gnädiger Herr, haben wir das nun gethan, und Sie sollen wissen, daß unsere jungen Mädchen sich recht darnach sehnen, fünfzehn Jahre alt zu werden, um an der Ehre Theil zu nehmen, die Rosen des Herrn von Malesherbes zu begießen.«

Tief und sanft bewegt durch diese naive Erzählung stand der edle Greis. Nie hatte der Ruhm seines Namens ihm einen höhern Genuß gewährt. »Ich wundere mich nun

nicht mehr," sagte er, »daß meine Rosen so trefflich fortgekommen sind. Doch weil die ganze Jugend der benachbarten Dörfer mir an jedem Morgen einen so rührenden Beweis ihrer Liebe gibt, so will ich künftig auch keinen Tag vorbei streichen lassen, ohne meine Einsiedelei zu besuchen, die mir theurer als jemals geworden ist."

»Desto besser," antwortete das junge Mädchen, »so werde ich meine Schafe hier weiden, um den gnädigen Herrn recht nach Herzenslust zu betrachten, und werde meine Liederchen singen, und auch mit unter ein wenig plaudern, wenn der gnädige Herr es erlaubt." »Gern, mein Kind. Komm du, kommt alle zu mir. Wenn euch ein Unglück zustößt, so werde ich es zu erleichtern suchen; eure Zwistigkeiten werde ich beilegen, und wo ein Pärchen, das sich liebt, wegen Ungleichheit der Glücksgüter sich nicht vereinigen kann, nun da werde ich aushelfen." »Ach!" rief das Milchmädchen hastig, »da wird der gnädige Herr recht viel zu thun bekommen, und ich selbst könnte ihm vielleicht bald darüber ein Wörtchen in die Ohren sagen — aber ich vergesse, daß meine Mutter auf mich wartet. Ich will ihr geschwind das Milchgeld bringen und ihr das Glück erzählen, das mir begegnet ist."

»Noch ein Wort! wie nennst du dich?" — »Susette Bertrand, Ihnen aufzuwarten, gnädiger Herr, wenn ich die Ehre haben könnte."

»Nun, Susette, so bringe deinen Gespielinnen, die, gleich dir, meine Rosen begossen haben, was ich dir für sie geben will.« »O nein, gnädiger Herr, wir verlangen nichts dafür. All Ihr Gold würde uns nicht so viel Vergnügen machen —« »Du hast Recht. Nein, Alles, was ich habe, wiegt diesen Augenblick nicht auf. Aber — bis ich selbst deinen jungen Freundinnen werde danken können — gib mir jeder einen Kuß von mir, und sage ihnen, daß sie meine alten Tage erheitern, und daß ich nie vergessen werde, was sie für mich gethan.« Mit diesen Worten küßte der ehrwürdige Greis das Mädchen auf die Stirn, und mit fröhlichem Stolz ging sie ihrer Wege. Oft erzählte Malesherbes dies kleine Abenteuer. Er hielt Wort und besuchte täglich seine Rosen. Wenn bisweilen im Schlosse Verneuil die glänzendste Gesellschaft sich versammelt hatte, saß er bei seiner Grotte, nahm Theil an den ländlichen Spielen der Hirten, lernte ihre Neigungen, Gewohnheiten und Bedürfnisse kennen, und kehrte, begleitet von Vielen derselben, gesegnet von Allen, spät zu dem Schlosse zurück.

Einst, es war ein Sonntag, erfuhr er, daß die Jugend aus der ganzen umliegenden Gegend am Abend vor seiner Grotte tanzen wolle. »Adieu, meine Rosen!« sagte er zu sich selbst. »Wer mag hindern, daß der Jüngling seine Tänzerin nicht durch sie schmücke? oder das Mädchen nicht die schönsten breche, um ihr Korset damit zu zieren? Aber sie werden fröhlich sein, vielleicht sich meiner erinnern. Ich

selbst will ihre Freude theilen. Einige Rosen weniger? was schadet's! um so mehr Vergnügen!"

Indessen änderte er seinen Entschluß, selbst hinzugehen, aus Furcht, durch seine Gegenwart die rauschende Freude zu stören. Aber am andern Morgen konnte er es kaum erwarten, den durch den Tanz angerichteten Schaden zu besehen; er nahm sogar Hacke und Grabscheit mit, um das Verdorbene auszubessern. Doch mit fröhlichem Erstaunen fand er Alles noch in demselben Zustande, wie er es verlassen hatte. Der Tanzplatz war mit dem Rechen frisch überharkt, auf der Rasenbank kein Halm geknickt, von den Büschen keine Rose gebrochen, und über der Grotte las er, von Blumen zusammen gesetzt, die Worte: Unserem Freunde. Er glaubte zu träumen. »Ist es möglich!" rief er aus, »dies lustige Völkchen im Taumel der Freude hat meine Rosen sorgsam verschont? Wie süß ist es, so geliebt zu werden! gegen keinen Palast würde ich meine Grotte vertauschen!"

Am folgenden Sonntage schwankte er noch zwischen dem Verlangen hin zu gehen, und der Furcht die Lust zu stören, als sein Kammerdiener ihm ein junges Mädchen anmeldete, das in Thränen schwimme, und ihn zu sprechen begehre. Er ließ sie herein treten. »Was fehlt dir, liebes Kind?" »Ach gnädiger Herr! ich bin verloren, wenn Sie sich meiner nicht erbarmen!"

»Was ist dir widerfahren? sei ruhig. Rede.« »Zuerst sollen Sie wissen, daß diesen Morgen an mir die Reihe war, Ihre Rosen zu begießen.«

»Nun?« — »Ja sehen Sie nur, es ist heute der Namenstag meiner Pathe Margarethe, die Eine von den Pächterinnen des Schlosses ist, und bei der ich wohne, seit ich eine arme Waise bin. Nun, da habe ich geglaubt, es sähe mich Niemand; und habe das Unglück gehabt, Eine von Ihren Rosen zu pflücken, ob wir gleich Alle unter einander uns zugeschworen haben, nie eine derselben anzurühren.« »Eine Rose?« sagte der Greis lächelnd, »der Diebstahl ist nicht von Bedeutung.« »Doch, doch,« erwiederte das Mädchen schluchzend, »ich bin entehrt im ganzen Dorfe.«

»Wie das?« »Mathurin, der Trunkenbold, der uns immer überall nachschleicht, hat mich die Rose brechen sehen, hat es gleich überall ausposaunt, und jetzt, da ich zum Tanze komme, und mich recht lustig machen will — Ach mein Gott! da find' ich auch nicht einen einzigen Tänzer! sie haben sich Alle das Wort gegeben, daß ich das ganze Jahr lang nicht in Ihrem Gebüsch erscheinen soll. Meine Pathe hat genug für mich gebeten, aber umsonst! Alle haben mich verdammt, sogar Guillot — ach Guillot! Sie verstehen mich wohl, gnädiger Herr? Ein ganzes Jahr lang soll ich nicht tanzen, mein guter Ruf ist dahin. Guil-

lot wird mich nicht mehr wollen, und ich muß Zeit meines Lebens ein Mädchen bleiben!“ „Die Strafe wäre zu hart für ein so leichtes Vergehen,“ sagte Malesherbes, seine Bewegung verbergend, „Lebenslang ein Mädchen bleiben um einer Rose willen! Sei ruhig, mein Kind. Ich will selbst für dich bitten. Komm mit mir. Ich habe mir eine Pflicht daraus gemacht, Angeklagte zu vertheidigen.“ Sie gingen. Der beredte Greis wurde des Mädchens feuriger Fürsprecher; erhielt aber doch nur mit vieler Mühe Verzeihung für sie. Damit keine Spur des Vorgefallenen zurück bleiben möchte, führte er sie selbst zu Guillot, lud ihn ein, mit ihr zu tanzen, und versprach sie auszusteuern.

Auch seine erste Bekanntschaft, Susette Bertrand, empfing von ihm eine ähnliche Aussteuer, die sie schnell mit dem schönsten Jüngling im Dorfe theilte. Die Hochzeit der beiden glücklichen Paare wurde auf dem Schlosse gefeiert, und die Bräute mußten sich mit den Rosen ihres Wohlthäters schmücken. Auch wurde es von nun an zum Gesetz, daß jedes Mädchen aus Verneuil, die in der Blumenzeit sich verheirathen würde, das Recht haben solle, bei jener Grotte einen Strauß von weißen Rosen zu pflücken. „Diese Rosen,“ so sprach der Greis zu den jungen ihn umringenden Bäuerinnen, „diese Rosen sollen das Sinnbild eurer Pflege und meiner Dankbarkeit sein. Wenn ich einst nicht mehr bin, so mögen sie euch an euren Freund erinnern. Ihr werdet mich stets hier gegenwärtig glauben, und ich werde

zum mindesten in euren Gedanken immer ein Zeuge des schönsten Tages in eurem Leben sein.»

Dieser Gebrauch, oder, um besser zu sagen, diese rührende Erinnerung wird noch jetzt im Dorfe Verneuil gefeiert. Kein Paar vereinigt sich, ohne einen Strauß an jener Grotte zu pflücken, deren ehrenvolle Inschrift jährlich erneuert wird. Seit dem grausamen Tode dieses berühmten Mannes werden ununterbrochen die Rosen gepflegt, die seine wohlthätige Hand pflanzte, und es ist zum Sprichwort unter den wackern Landleuten geworden: Eine Sache in Ehren halten, wie die Rosen des Herrn von Malesherbes.



Der falsche Diamant.

In jedem Augenblicke des Lebens gewähren Treu und Glaube uns reinen Genuß; Falschheit und Lüge verbittern unsere Tage früh oder spät.

Lucival, ein reicher Seidenfabrikant, theilte seine väterliche Zärtlichkeit zwischen Clementinen und Felicien, seinen beiden Töchtern, welche die geliebte Gattin an einem Tage ihm geboren hatte. Beide waren nun schon zu dem Alter heran gewachsen, wo die Schönheit sich entwickelt, der Charakter sich bildet, das Herz jedem Eindruck offen steht. Diese Zwillingsschwestern, die sich außerordentlich ähnlich sahen, und deren gegenseitige Anhänglichkeit allgemein bekannt war, hatten doch sehr verschiedenen Geschmack und Neigungen. Die Aelteste war einfach und naiv, verhehlte keinen ihrer Gedanken, auch keinen ihrer Fehler, gestand ohne Umschweife, was sie nicht recht gemacht, und hatte noch nie, unter keinerlei Vorwand, die Wahrheit verschwiegen.

Die Jüngste hingegen, zur Verstellung geneigt, machte Anspruch auf Vollkommenheit, und gab nie zu, daß sie Unrecht gehabt. Sie konnte mit einer Zuversicht, mit einer Hartnäckigkeit die unbezweifeltsten Dinge läugnen, machte sich ein Spiel daraus, und log alle Augenblicke, bald um eine Schuld von sich abzuwälzen, bald um sich Eigenschaften beizumessen, die sie nicht besaß, kurz, um allen Personen ihres Alters und Umganges überlegen zu scheinen. Weder des Vaters Vorstellungen, noch der Mutter treue Warnungen konnten diesen Hang zum Lügen bändigen,

durch den ihr Geist verdorben, ihr Herz entweiht wurde. An jedem Tage, in jeder Minute befleckte sie ihren niedlichen Mund mit einer Unwahrheit. Ihre hübschen Augen empfingen dadurch einen Ausdruck der schielenden Falschheit. Ein Lügner, wie man weiß, muß ein sehr gutes Gedächtniß haben; das hatte Felicie nicht, und war auch viel zu unklug, um sich von allen Seiten vor Ertappung zu hüten, daher wurde sie sehr oft verwirrt, beschämt, der Lüge überwiesen. Wenn sie im Saale die Zeit vertändelte, so versicherte sie ihrer Mutter, die im offenen Nebenzimmer saß, sie studire Geographie, indessen Madame Lucival in einem Spiegel sah, daß sie einen Hut auf der Hand herum drehte. War vom Dessert genascht worden, sie hatte es nicht gethan, beileibe nicht! aber in demselben Augenblicke, wo sie ihre Unschuld betheuerte, zog sie das Schnupftuch aus ihrem Ridicül, und die überzuckerten Aepfel oder gebrannten Mandeln rollten auf den Boden. Hatte sie ihres Vaters Papiere mit Tinte begossen, so mußte die Katze das Tintenfaß umgeworfen haben; war ihr Kleid zerrissen, so hatte auf der Straße ein grober Mensch ihr auf die Schleppe getreten. Ihr Monatsgeld vernaschte sie gleich am ersten Tage, und behauptete, sie habe es einem Bettler gegeben. Hatte sie nicht Lust, mit ihrer Mutter Besuche zu geben, oder einem Diner beizuwohnen, wo sie Langeweile vermuthete, oder Stunde beim Musikmeister zu nehmen, so stellte sie sich krank, fiel auch wohl gar in Ohnmacht, kurz, sie floh die Wahrheit als wäre sie ein Gift. Natürlich mochte kein Mensch sie leiden.

Lucival, der sein Glück und das hohe Vertrauen, dessen er im Handel genoß, einzig und allein seiner Wahrhaftigkeit verdankte, betrübte sich tief über den häßlichen Charakter seiner Tochter. Umsonst versuchte er Milde und Strenge, um sie zu bessern. Sie mißbrauchte sogar nicht selten die edle Einfalt und das Vertrauen ihrer Schwester, entweder, indem sie ihr allerlei weiß machte, oder auch, indem sie verdrehte oder ganz verschwieg, was ihr Freude machen konnte.

Die Eltern, dieser Hartnäckigkeit müde, beschlossen ein Mittel anzuwenden, welches allerdings einen ziemlich tiefen Eindruck auf Felicien machte. Von allem, was sie sprach, that, wünschte, befahl, geschah gerade das Gegentheil. Auch die Bedienten waren dazu angewiesen. Sagte sie dem Kammermädchen, ihre Mutter verlange nach ihr, so rührte sich diese nicht von der Stelle, sah sie starr an, und behauptete ihr in's Gesicht, es sei nicht wahr. Klagte sie über Frost, so öffnete ein Bedienter sogleich das Fenster, weil sie vermuthlich an Hitze leide. Gab sie ihrer Schwester Zuckerwerk, so warf Clementine es zum Fenster hinaus, sprechend, sie wolle sie nur anführen. Versicherte sie ihrer Mutter, sie befinde sich sehr wohl, so mußte sie sich gleich zu Bette legen, und es hieß im ganzen Hause, sie sei krank, und klagte sie wirklich über Uebelbefinden, so freute sich der Vater, daß sie so wohl aussähe.

Einst wurde für den andern Tag ein großes Mittagsmahl bereitet, und Felicie hatte in der That ein wenig Fieber, weßhalb sie sich zu Bett legte. Lucival stellte sich, als glaube er nicht ein Wort davon, und verbot, nach

dem Arzt zu schicken, weil es sicher nur ein Vorwand sei, um nicht bei der Tafel zu erscheinen. Sie mochte betheuern, so viel sie wollte, sie sei wirklich krank; man blieb dabei, sie befinde sich außerordentlich wohl. Als es schlimmer mit ihr wurde, mußte man freilich den Arzt rufen.

»Nicht wahr,« sagte der Vater zu diesem, »ihr fehlt nichts?« »Erlauben Sie,« antwortete der Arzt sehr ernsthaft, »sie ist krank und recht sehr krank.« »Wahrhaftig,« versetzte Lucival, »sie betrügt uns so oft, daß ich ihr auch diesmal nicht geglaubt habe. Da sieht man, was es heißt, sich in solchen Mißkredit gesetzt zu haben; wir hätten sie vielleicht sterben lassen, ohne die mindeste Gefahr zu vermuthen.«

Diese letzten Worte thaten ganz die Wirkung bei Felicien, die ihr Vater davon erwartete. Sie ging in sich, und während ihrer ganzen Krankheit wiederholte sie oft das Gelübde, künftig nicht mehr zu lügen. Ihre Eltern, die sie gründlich geheilt glaubten, bewiesen ihr nun auf's neue, wie lieb sie ihnen trotz ihres häßlichen Fehlers geblieben. Folglich errieth sie auch bald, daß die Gleichgiltigkeit, die man während ihrer Krankheit gegen sie bewiesen, nur erkünstelt gewesen, um sie zu bessern. Sei es nun, daß die Züchtigung noch nicht streng genug war, oder weil Gewohnheiten der Kindheit sich sehr schwer ausrotten lassen; kaum war Felicie wieder hergestellt, als sie dem unseligen Hange zum Lügen sich auf's neue ergab, und wenn sie auch nicht so arg wie zuvor das Vertrauen der Ihrigen mißbrauchte, so erlaubte sie sich doch tausend kleine Betrü-

gereien, die nothwendig sie nach und nach wieder zu dem Laster führten, vor dem man ihr hatte Abscheu einflößen wollen.

Aber eine merkwürdige Begebenheit kam den trauernden Eltern zu Hilfe, und erschütterte Felicien so stark, daß jenes Laster dadurch mit der Wurzel ausgerottet wurde. Die Zwillingsschwestern, die sich so ähnlich sahen, daß man sie oft verwechselte, hatten auch von Kindheit auf einerlei Kleidung getragen. Ihre Mutter, der die häufigen Verwechselungen viel Vergnügen machten, sorgte dafür, daß vom Kopf bis zu den Füßen Eine wie die Andere gekleidet, coiffirt und beschuhet war. Clementine besaß nicht den einfachsten Ring, den Felicie nicht auch gehabt hätte; und an jedem Morgen verabredeten sich die Schwestern, welchen Hut, welches Halstuch, welche Schuhe sie heute tragen wollten. Da nun nicht blos ihre Züge, sondern auch ihre Stimmen sich völlig glichen, so konnten selbst ihre nächsten Verwandten sie oft nicht unterscheiden.

Ihr Geburtstag kam. An diesem pflegte der Vater sie zu beschenken. Diesmal gab er einer Jeden ein Halsband von Perlen, in dessen Mitte sich ein Diamant von ziemlich hohem Werthe befand. Der Clementinen bestimmte war ein wenig kleiner als der, den Felicie erhielt, aber strahlte feuriger. »Ich habe mir alle Mühe gegeben,« sagte er, »zwei ganz gleiche Diamanten zu finden, aber es war für den Augenblick unmöglich. Doch hat mein Juwelier mir versprochen, mir zu verschaffen, was ich wünsche. In-

dessen putzt euch mit diesen, und freut euch des Tages, an dem ihr mich durch eure Geburt zum glücklichen Vater gemacht.»

Felicie und Clementine warfen sich in seine Arme, dankten ihm und eilten sich zu putzen. Unter den zahlreichen Arbeitern in Lucival's Fabrik befand sich auch ein alter Soldat, noch wohl bei Kräften, der durch Fleiß und Verständigkeit einer der ersten Aufseher in der Werkstatt geworden war. Dieser wackere Mann hatte viele Kinder. Einer seiner Söhne, Joseph, war seit langer Zeit bei der Kasse angestellt, da sein Herr, der ihn von seiner Geburt an kannte, ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Eines Tages hatte dieser junge Mensch Gelder einkassirt, und als er sie in die Kasse legen wollte, fehlte ihm eine Rolle von fünfzig Louisd'ors, die er von einem Bankier empfangen hatte. Er wendet alle Taschen um, erbleicht, steht wie vom Donner gerührt, und erklärt, er habe die Rolle verloren. Auf Clementinen und Felicien, die in diesem Augenblicke zufällig zugegen waren, machte die Begebenheit sehr verschiedene Eindrücke. Jene beklagte den ehrlichen Menschen von ganzem Herzen, und suchte ihn zu trösten. Diese hingegen, immer bereit, Andere eben so falsch zu glauben, als sich selbst, meinte, der junge Mensch lüge. Sie vergaß sich sogar so weit, ihm das zu sagen.

»Ach, Mademoiselle!» rief Joseph, indem die Thränen ihm über die Backen rollten, »hab' ich denn nicht Kummer genug? Warum kränken Sie mich noch durch diesen beschimpfenden Argwohn? Hätte mein Vater das gehört, der

Schlag würde ihn gerührt haben. Sie kennen sein lebhaftes Gefühl und seine strenge Redlichkeit.»

»Auch darf er nichts davon wissen,» unterbrach Clementine ihn schnell. »Meine Schwester und ich versprechen Euch zu schweigen. Dasselbe Versprechen gab ihm auch der Kassirer, und Joseph ging, um in den verschiedenen Quartieren der Stadt, durch die er gekommen war, Nachforschungen anzustellen. »Wahrlich!» rief er mit einem Blick auf Felicien, »und sollte ich meinen letzten Heller hergeben und noch obendrein mich anwerben lassen, so will ich binnen drei Tagen die fünfzig Louisd'or herbei schaffen.» Diese vom beleidigten Hochgefühl ausgepreßten Worte drangen tief in das Herz seiner unbesonnenen Anklägerin, und ließen sie fühlen, daß eine der größten Martern, durch die der Hang zu Lug und Trug sich selbst bestraft, die ist, keinem Menschen zu trauen, weil man sie Alle nach sich beurtheilt. Am Abend kam Joseph wieder heim. Seine Nachforschungen waren fruchtlos gewesen. Er hatte veranstaltet, daß sein Verlust in ganz Paris angeschlagen würde, mit dem Versprechen, die fünfzig Louisd'or mit demjenigen zu theilen, der sie wieder bringen würde. Er wollte seine Ehre retten, und durchaus von Feliciens beschimpfendem Argwohn sich rein waschen. Clementine, die gleichfalls Andern ihre eigenen, aber reinen Gesinnungen lieh, sann auf Mittel, dem armen Joseph seinen Verlust zu ersetzen, und fiel auf einen Gedanken, den sie hastig ihrer Schwester mittheilte. Sie schlug ihr nämlich vor, ganz insgeheim die beiden Diamanten zu

verkaufen, die, so viel sie gehört, ungefähr den Werth von fünfzig Louisd'or betragen mochten. Felicie, deren Herz noch nicht ganz durch das ewige Lügen verdorben war, ergriff den Vorschlag mit hastigem Vergnügen, und gleich am andern Morgen entschlüpften sie sehr einfach gekleidet, und gingen zu einem reichen Juwelier, dem sie ihre Halsbänder zum Kauf anboten. Der Juwelier, ein sehr redlicher Mann, als er zwei junge Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren verstohlen in seine, nur eben erst geöffnete Bude schlüpfen sah, und ihr Begehren vernahm, wurde argwöhnisch und legte ihnen allerlei Fragen vor, welche die jungen Unbekannten verwirrten. Er war weit entfernt zu ahnen, daß so reine Absichten die guten Kinder zu ihm führten. Indessen taxirte er Clementinens Diamant zuerst, und schätzte ihn auf dreißig Louisd'or.

»Ich verlange nur fünfundzwanzig,« sagte die hübsche Besitzerin, »geben Sie meiner Schwester eben so viel für den ihrigen, so ist der Handel gemacht.«

»O das geht nicht so geschwind,« antwortete der Juwelier. »Zuvor muß ich wissen, woher Sie die Diamanten haben? und wer Ihnen den Auftrag gegeben, sie zu verkaufen?« »Sie gehören uns zu,« sagte Felicie stolz, »wir sehen doch wohl nicht aus, als ob wir fremde Diamanten zu verkaufen im Stande wären?« »Ich will es gern glauben,« erwiederte der Juwelier, »allein, nehmen Sie mir's nicht übel, Ihre Jugend, Ihre Hastigkeit, und vor allen Dingen die Verwirrung, das Erröthen — Alles das

scheint Sie anzuklagen.» »Wie, mein Herr! halten Sie uns für Diebinnen?» sagte Clementine mit bewegter Stimme. »Laß uns in eine andere Bude gehen,» fügte Felicie empfindlich hinzu, »alle Juweliere werden nicht so schwierig sein, als dieser Herr.»

»Es thut mir leid, meine schönen Kinder,» hub der Juwelier jetzt an, indem er noch immer Clementinens Halsband in der Hand hielt, »meine Pflicht und die Polizeiverordnungen nöthigen mich, diese Diamanten zurück zu behalten, bis ich weiß, wem sie zugehören.» »Ich versichere Sie,» rief Clementine, »ich schwöre Ihnen, sie gehören uns, unser Vater hat sie uns vor vierzehn Tagen zu unserm Geburtstage geschenkt. Wir sind Zwillingsschwestern. Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo man sich von dem Liebsten, was man besitzt, trennen muß. Wahrlich, mein Herr, Sie dürfen mir glauben, nie ist in Ihrer Bude etwas mit mehrerem Rechte verkauft worden.» Dieser Ton der Wahrheit ergriff den Juwelier, und kaum konnte er ihm widerstehen. Er wankte.

»Wenn Sie wüßten, wer wir sind,» sagte jetzt Felicie, indem sie auch ihr Halsband ihm hinreichte, »es würde Ihnen weh thun, uns gekränkt zu haben.»

Doch kaum hatte er Feliciens Halsband betrachtet, als er mit Heftigkeit ausrief: »Sie wollen mich betrügen!» »Mein Gott, worin!» »Dieser Diamant ist falsch.» »Unmöglich!» »Ich werde mich doch wohl darauf verstehen? Sie haben gemeint, wenn Sie mir den echten zuerst zeigten, so

würde ich den falschen so hin nehmen! Man muß gestehen, er ist von schönem Wasser, und mancher Andere würde getäuscht worden sein.“ „Aber ich schwöre Ihnen bei allem was heilig ist,“ rief Clementine. „So so, meine schönen Jungfern? also handeln Sie unter der Larve der Unschuld mit falschen Diamanten? ein allerliebstes Handwerk. Aber ich werde Sie schon verhindern, einen meiner Mitbrüder zu betrügen, der vielleicht weniger Erfahrung hat als ich. „Es gehe sogleich einer auf die Polizei,“ rief er seinen Leuten zu, „und hole einen Beamten, der diese beiden ehrbaren Krämerinnen mit falschen Diamanten der Gerechtigkeit überliefere.“ Clementine, wie vom Blitz getroffen, schrie: „Um Gotteswillen! übereilen Sie sich nicht! es kann sein, daß unser Vater mit den Diamanten betrogen worden, aber wahrlich aus seinen Händen haben wir sie empfangen; und weil Sie uns zwingen uns zu nennen, so wissen Sie, daß wir die Töchter des Herrn Lucival sind, eines Seidenfabrikanten in der und der Straße, in dem und dem Hause.“ „Lassen Sie uns dahin führen,“ fügte Felicie mit Ungestümm hinzu, „so werden Sie erfahren, Sie grober Mann! daß wir keine Betrügerinnen sind.“ „Ihre Schwester,“ antwortete der Juwelier, „besitzt den Ton der Wahrheit, allein der Ihrige stößt zurück und vernichtet das Vertrauen. Die Falschheit sitzt in Ihren Augen und auf Ihren bebenden Lippen. Uebrigens, wenn es wahr ist, daß Sie die Töchter eines Seidenfabrikanten sind, so will ich, um Ihres Vaters Ruf zu schonen, keinen Lärm machen. Wir wollen zu ihm gehen, auf der Stelle.

Belieben Sie Beide mir die Arme zu reichen, und bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie mir entschlüpfen werden. Eine jugendliche Unbesonnenheit kann ich wohl entschuldigen, allein gegen Betrüger bin ich unerbittlich.“ Mit diesen Worten klemmte er die Arme der Schwestern fest unter die seinigen, und führte sie nach Hause. Felicie, die vor Wuth fast erstickte, überhäufte ihn unterwegs mit Vorwürfen. Clementine hingegen ging bleich und zitternd, oder ließ vielmehr wie ein Schlachtopfer sich fort ziehen, mit niedergeschlagenen, in Thränen schwimmenden Augen. Dies Schauspiel erregte die Neubegier vieler Vorübergehenden, sie wurden umringt, und mußten die kränkendsten Auslegungen, die demüthigendsten Benennungen hören. Endlich erreichten sie ihre Wohnung unter Begleitung eines zahlreichen Pöbels. Lucival, der sie schon von ferne erblickte, eilte ihnen erschrocken entgegen. »Mein Vater! mein Vater! Das ist mein Tod!« schrie Clementine, sich in seine Arme stürzend. Der Juwelier übergab ihm Felicien. Lucival's guter Ruf hieß sogleich allen beschimpfenden Verdacht schweigen und das Volk zerstreute sich. Man ging hinein. Die Aufklärung erfolgte. Die Zwillingsschwestern standen gerechtfertigt da, der Juwelier, bis zu Thränen gerührt, fiel Clementinen zu Füßen, drückte und küßte ihre Hand, bat sie wehmüthig um Verzeihung, und erbot sich, sein Unrecht wieder gut zu machen, so viel in seinen Kräften stünde. »Sie sind außer Schuld,“ sagte Lucival, »der falsche Diamant, und die unbesonnene

Art, mit der er Ihnen angeboten worden, mußten Sie nothwendig zu diesem Irrthum verleiten, den ich auch nur um meiner geliebten Clementine willen schmerzlich empfinde. Ich habe Felicien mit Fleiß einen falschen Diamant geschenkt, als ein Sinnbild der Lügen, mit welchen sie unaufhörlich ihr Herz und ihre Lippen besudelt. Ich konnte nicht voraussehen, welch eine schreckliche Züchtigung ich ihr dadurch bereitete, nun es aber geschehen ist, so danke ich dem Himmel dafür.» In diesem Augenblicke, wo die Gruppe der Hauptpersonen von Lucival's sämmtlichen Arbeitern umringt war, trat ein Unbekannter herzu, legte die von ihm gefundene Rolle mit fünfzig Louisd'or auf den Tisch, und verschwand, ohne auf die durch den Anschlag verheißene Belohnung Anspruch zu machen. Dieser klare Beweis von Joseph's Unschuld, verbunden mit ihres Vaters letzten, scharfen Worten, gaben Feliciens heilsamer Erschütterung neue Stärke. Der Kummer, den sie ihrer Familie so oft verursacht; der falsche Verdacht, durch den sie einen ehrlichen Menschen gekränkt; die Demüthigung, die sie sich und ihrer Schwester zugezogen; der Lärm in ihres Vaters Hause, den sie veranlaßt; Alles das wirkte so heftig und wohlthätig auf sie, daß sie sich ernstlich besserte, daß Unschuld und Freimüthigkeit ihre Züge wieder belebten, und sie, in den Armen ihrer Eltern, mit Ueberzeugung rief: »Die Lüge ist eine immerwährende Marter! sie ist die Häßlichkeit der Seele!»



Das Goldstück.

Oft werden Wohlthaten mit Undank belohnt, doch nicht selten gewähren sie auch den süßesten Genuß, und erwecken für immer eine dankbare Erinnerung.

Euphrosine, die Tochter eines reichen Kaufmanns, Murval, schöpfte eines Abends frische Luft mit mehreren ihrer Gespielinnen auf dem Balkon ihres Hauses. Während man im Saale Karten spielte, belustigten sich die jungen Mädchen an einem Nationaltanze, den zwei kleine Auvergnaten auf der Straße nach der Sackpfeife tanzten. Euphrosine wollte sich krank lachen über alle die wunderlichen Sprünge der lustigen Buben. Am Ende trat einer derselben mit seinem Hute unter den Balkon, und bat, wie gewöhnlich, um eine Kleinigkeit für die armen kleinen Auvergnaten.

Euphrosine hatte eben nichts bei sich, ging aber sogleich in den Saal und bat ihren Vater, der eben eine ziemlich große Summe auf eine Karte gesetzt hatte, ihr etwas Geld für die kleinen Bergbewohner zu geben, die ihr so viel Spaß gemacht hatten. Murval reichte ihr einige Geldstücke, die sie unbesehens in Papier wickelte, und dem Knaben in seinen zerrissenen Hut warf. „Gott vergelt' es, mein schönes Fräulein," sagte der Knabe, steckte das Papier, sammt Allem, was er in der Nachbarschaft empfangen, in seine Tasche, und ging mit seinem

Kameraden beim Schall der Sackpfeife davon. Am andern Morgen beim Frühstück erzählte Euphrosine ihrem Vater von dem Tanz der Auvergnaten, und bedauerte die kleinen Unglücklichen, die in einem so zarten Alter sich von ihren Eltern, von ihrem Geburtsorte trennen, und zweihundert Meilen weit in die Hauptstadt wandern, um die mühseligsten Arbeiten zu verrichten, und mitten unter Pracht und Wohlleben halb nackend Frost und Hunger zu ertragen. Murval benutzte die richtigen Bemerkungen seiner Tochter, um sie fühlen zu lassen, wie glücklich man ist, wenn man eines gewissen Wohlstandes, einer sorgfältigen Erziehung genießt, und wie unwürdig man sich dieses Vorzuges macht, wenn man die Unglücklichen, die dessen beraubt sind, nicht unterstützt. Das Gespräch wurde lebhaft über diesen Gegenstand, als ein Bedienter meldete, daß zwei kleine Auvergnaten Mademoiselle zu sprechen wünschten.

»Sollten es die sein, die gestern getanzt haben?« fragte Euphrosine, »was können die wollen?« „Laß sie herein kommen," sagte Murval. Die schüchternen Buben erschienen, hatten ihre mit Nägeln beschlagenen Schuhe im Vorzimmer stehen lassen, um das Parket nicht zu beschädigen, und traten barfuß näher. »Das sind sie," rief Euphrosine, »was wollt ihr?« Die Knaben schwiegen eine Weile, sahen einander verlegen an, und Einer winkte dem Andern, das Wort zu führen. Endlich sagte

der Größere, indem er seinen Hut zerknüllte, und aus seinem Busen einen kleinen ledernen, sehr beschmutzten Beutel hervorzog: »Um Vergebung, 'r Gnaden, in dem Papierchen, das Mamsell uns gestern zugeworfen, war ein Goldstück, das sie uns wohl nicht zugedacht hatte, und darum bringen wir's wieder.« Mit diesen Worten legte er das Goldstück, das schon die Spuren seiner schmutzigen Hände trug, auf den Rand des Tisches. »Wie kannst du denn wissen, daß das Goldstück von mir herrührte?« »Ja ja«, sagte jetzt der Jüngere, der den Mund noch nicht aufgethan, »ich weiß es noch gar eigentlich, es ist dasselbe Papierchen, das Mamsell mir in den Hut geworfen. Bitte recht schön, es wieder zu nehmen.« »Vermuthlich,« meinte Murval, »habe ich meiner Tochter aus Versehen statt kleiner Münze ein Goldstück gegeben. Ich nehme es zurück, um eurer Ehrlichkeit ein Genüge zu leisten, aber ich schenke es dir freiwillig wieder, mit dem Wunsche, daß es dir reiche Zinsen tragen möge.« »Sie scherzen, aber nehmen Sie mir's nicht übel, mit allem Respekt könnte ich doch wohl böse werden.« »Ich scherze nicht, behalte das Goldstück.« »Und ich,« fügte Euphrosine lebhaft hinzu, »um dir zu beweisen, wie wohl mir deine Ehrlichkeit gefällt, ich verdoppele die Summe, damit Jeder von euch seinen kleinen Schatz habe.« Mit diesen Worten gab sie auch dem Andern einen Louisd'or. Beide sahen sich eine Weile an, fielen dann ihren Wohlthätern zu Füßen, und beteten in ihrer kauderwelschen Sprache um Gottes

belohnenden Segen. »Ihr müßt aber auch noch ein Liedchen singen,« sagte Euphrosine, »und euren Tanz wiederholen.« »O von Herzen gern!« und augenblicklich ertönte die Sackpfeife, die das ganze Haus herbei lockte; die muntern Buben machten ihre närrischen Sprünge, und Murval nebst seiner Tochter lachten aus vollem Halse. Nach geendigtem Tanze befahl Murval, sie mit einem guten Frühstück zu bewirthen, und Euphrosine sagte noch, indem sie die Knaben verließ: »Ich wünsche von Herzen, daß die beiden Louisd'or euch Segen bringen mögen. So oft ihr hier vorbei geht, kommt herein, ihr sollt immer ein Frühstück finden.« Wer war glücklicher, als die beiden kleinen Auvergnaten? Wohl gesättigt verließen sie tanzend das Haus.

Viele Tage, viele Monate verstrichen, ohne daß man das Geringste von ihnen hörte. Murval und seine Tochter begriffen nicht, wie das zuging. »Sie werden wohl ihre beiden Louisd'or verzehrt haben,« meinte Euphrosine, »und schämen sich nun, sich zu zeigen.« »Nein, nein,« sagte Murval, »die Auvergnaten sind sehr ökonomisch, sie verschwenden nicht leicht das bischen Geld, was sie verdienen; sie kennen kein größeres Glück, als es nach Hause zu bringen, wo es sehr selten ist; dort geben sie es ihren Eltern, oder kaufen ein Stückchen Land dafür.« Allein Vater und Tochter betrogen sich beide in ihren Vermuthungen. Zwei Louisd'or auf Einmal! so viel hat-

ten die Knaben noch nie besessen. Ihr ganzer Ehrgeiz war erwacht. Statt noch länger nach der Sackpfeife zu tanzen, verwandelten sie sich jetzt in Stecknadel-Krämer, die sie selber in den Fabriken kauften, und dann von Dorfe zu Dorfe wieder verkauften. Ihr kleiner Handel blühte so lustig, daß sie nach einiger Zeit im Stande waren, baumwollene Tücher von Rouen und unechte Spitzen von Alençon den Stecknadeln beizufügen. Während dieses Handels wuchsen sie selber heran, und nach zwei Jahren sah man sie schon, Jeden mit seinem Ballen Waren auf dem Rücken, in den kleinen Städten herum, von einem Jahrmarkt zum andern ziehen. Jedermann kannte und liebte sie, um ihrer Behendigkeit, und besonders um ihrer Ehrlichkeit willen. Man sprach überall von Jakob und Wilhelm. In allen Dörfern an der Straße und in den Herbergen hatten sie sich einen Ruf erworben, der nicht wenig zu dem Wachsthum ihres Wohlstandes beitrug. Endlich, als sie schon das siebzehnte Jahr erreicht hatten, und nun in ihre Heimat gehen wollten, sahen sie sich im Stande, einen recht schönen Maulesel zu kaufen, auf den sie ihre Waren luden. So ausgerüstet, zogen sie zu Fuß durch ganz Frankreich, erweiterten ihren Handel, und erwarben Jedermanns Liebe und Vertrauen.

Seit vielen Jahren waren sie nicht in Paris gewesen. Euphrosine hatte unterdessen einen reichen Güterbesitzer geheirathet, der ein ansehnliches Gut in der Normandie

bei Falaise besaß. Es war im September, um die Zeit, wo in jener Gegend der berühmte Jahrmarkt von Guibrai gehalten wird, wo die Kaufleute aus allen Gegenden Frankreichs zusammen strömen.

Jakob und Wilhelm, die seit einiger Zeit mit Lyoner Seidenwaren handelten, schlugen dort auch ihre Bude auf, und kramten die reichsten Stoffe, die neuesten Bänder aus. Murval war mit seiner ganzen Familie zum Jahrmarkt gekommen. Sie traten von ungefähr vor jene Bude. Jakob und Wilhelm erkannten sie augenblicklich, wurden sehr bewegt, und flüsterten einander zu: Das ist er! Das ist sie! Der Zufall wollte, daß Euphrosine Bänder für zwei Louisd'or kaufte. Sie zog ihren Beutel und bot sie den Kaufleuten dar, die alle ihre Waren mit außerordentlicher Dienstfertigkeit und Höflichkeit ausgekramt hatten. Jetzt sagte Einer derselben, indem er sie tief gerührt anblickte: »Madame, wir sind bezahlt.« »Wie so? hat vielleicht mein Vater — ohne daß ich es bemerkt habe —« »Ich?« sagte Murval, »keinen Heller hab' ich bezahlt und verstehe nichts davon.« »Doch hat mein Bruder Recht,« nahm der Andere, eben so tief bewegt, das Wort, »ja, mein Herr, wir sind bezahlt, und wenn Sie unsere ganze Bude nähmen, so würden wir doch noch Ihre Schuldner bleiben.« Murval und seine Tochter sahen einander betreten an und konnten nicht begreifen — aber schon hatten Jakob und Wilhelm ihre

Bude verlassen, waren Murval zu Füßen gefallen, und riefen in ihrer kauderwelschen Bergsprache: »Erkennen Sie die beiden kleinen Auvergnaten nicht, die Sie so großmüthig beschenkt haben?« »Sie sind es?« rief Euphrosine so freudig überrascht, als ihr Vater, »mein Gott, wie groß sie geworden sind! man liest auf ihren Gesichtern Zufriedenheit und Redlichkeit. Welcher Wohlstand! und wie ihre Sprache sich verändert hat!« »Wenn man so in der Welt herumläuft, wie wir,« sagte Jakob, »so muß man sich wohl abschleifen.«

»Erinnern Sie sich wohl noch, Madame,« nahm Wilhelm das Wort, »mit welcher holden Freundlichkeit Sie zu uns sagten: ich wünsche, daß diese Goldstücke euch Segen bringen mögen! Nun, sie haben uns Segen gebracht, mehr, als Sie wohl jemals glauben mochten. Alles ist uns gelungen. Sie sehen, was aus uns geworden ist. Diese reiche Bude ist nur ein kleiner Theil unsers Vermögens. Unser Kredit ist unermeßlich. Unser Handel erstreckt sich über das ganze Reich. Fragen Sie nur alle die reichen Kaufleute, die hier in Guibrai versammelt sind. Sie werden hören, was man von uns sagt.« »Treten Sie herein,« fügte Jakob hinzu, »o treten Sie herein in unsere Bude, die Ihr Werk, Ihr Geschenk ist. Als Sie uns die beiden Louisd'or, die Quelle unsers Glücks, reichten, da ließen Sie uns auch mit einem Frühstücke bewirthen, wie wir es nie zuvor so köstlich genossen

hatten. Erzeigen Sie uns jetzt die Ehre, in unserm Magazin zu Mittag zu speisen. Wir werden Ihnen alle unsere Schicksale erzählen, und vor Ihnen tanzen und singen wie damals, als Sie so herzlich über uns lachten.»

»Wir werden uns einfinden,» sagte die gerührte Euphrosine, »noch nie wurde ich zu einem so köstlichen Schmause eingeladen. O wie freue ich mich, daß ich, ohne es zu wissen, das Werkzeug der Entwickelung so vieler vortrefflicher Eigenschaften geworden bin, und daß ich meine lieben kleinen Auvergnaten wieder gefunden habe.» Die Familie begab sich zu Mittag in das reiche Magazin der beiden Kaufleute, und wurde mit einem köstlichen, durch Freude und Dankbarkeit verschönerten Mahle bewirthet. Nach der Tafel tanzten Jakob und Wilhelm ihren Nationaltanz, und begleiteten ihn mit Gesängen, die ihre dankbaren Empfindungen ausdrückten. Doch mitten in diesem Vergnügen wurden sie plötzlich durch einen schrecklichen Feuerlärm unterbrochen. Sie eilten auf die Straße, und erblickten die Flamme, die aus der Bude eines reichen Lyoner Fabrikanten aufloderte, eines rechtschaffenen Mannes und Vaters vieler Kinder. Um seine kostbarsten Waren zu retten, hatte er sich tief in das brennende Magazin hineingewagt. Seine beiden Töchter, die ihn nach Guibrai begleitet hatten, standen seinetwegen die fürchterlichste Angst aus, und erfüllten die Luft mit ihrem Angstgeschrei. Auch Jakob und Wilhelm vernahmen

es. Die Todesgefahr nicht achtend, stürzten sich beide in die Flammen, und trugen nach einigen Augenblicken, unter dem Zujauchzen des Volks, den Fabrikanten auf ihren Armen heraus, der sie als die Retter seines Lebens segnete. Da von allen Seiten Hilfe herbei eilte, so wurde das Feuer bald gelöscht. Jakob und Wilhelm ersuchten Herrn Blondel (so hieß der reiche Fabrikant), seine geretteten Waren in ihr Magazin zu bringen, und den Jahrmarkt über daselbst zu bleiben. Er nahm es dankbar an. Ihm folgten seine Töchter, Angelique und Louise. Die gutmüthigen Auvergnaten suchten für die Nacht ein Unterkommen im Wirthshause, aber am Tage lebten sie zusammen. Blondel verarmte zwar keineswegs durch seinen Verlust, allein er befand sich doch zum ersten Male in seinem Leben in der Verlegenheit, seine Zahlungen verspäten zu müssen.

»Sie Ihre Zahlungen verspäten?« rief Jakob. »Wir werden nimmer dulden, daß einer der ersten Fabrikanten von Lyon seinem, durch fünfzigjährigen Fleiß und Redlichkeit erworbenen Kredite auch nur im Mindesten Abbruch thue. Mit eben der Herzlichkeit, mit der wir Ihnen unser Magazin angeboten haben, bitten wir Sie auch, sich unsers Beutels zu bedienen.« »Ja,« fügte Wilhelm hinzu, »ziehen Sie auf uns nach Belieben, Alles soll honorirt werden. Als wir vor fünf Jahren mit dem Sack auf dem Rücken zu Ihnen nach Lyon kamen, da vertrauten Sie

uns Waren, halfen uns durch Ihren Kredit; jetzt ist es an uns, und es macht uns sehr glücklich, eine heilige Pflicht erfüllen zu können.»

Blondel war gerührt und erfreut; er umarmte sie wechselsweise, und seine Töchter verriethen eine lebhafte Theilnahme, die ihre hübschen Gesichter noch verschönerte. Murval und Euphrosine, stumme Zuschauer dieser Scene, wünschten sich abermals im Stillen Glück, durch zwei Louisd'or zwei solche Menschen der Gesellschaft geschenkt zu haben. Beim Abschied mußten sie Murval versprechen, nach geendigtem Jahrmarkte ihn auf dem Gute seines Eidams zu besuchen, welches nur zwei kleine Meilen von Guibrai lag. Es geschah. Blondel und seine Töchter befanden sich unter den Eingeladenen, die sämmtlich mit herzlicher Achtung aufgenommen wurden. Blondel war des Ruhmes der beiden Jünglinge voll und erzählte, daß sie bis achtzigtausend Franken ihm vorgeschossen, womit er allen seinen Obliegenheiten vollkommen Genüge geleistet. »Wo ich nur hinkomme,» sagte er, »will ich erzählen, was die beiden wackern jungen Männer für mich gethan. Meine Ehre und mein Leben haben sie mir erhalten; dagegen mache ich es mir zur Pflicht, ihren Kredit und ihren guten Ruf zu vermehren.» Seine Töchter stimmten mit funkelnden Augen in des Vaters Lob, und meinten, er werde nie im Stande sein, so viele Opfer zu vergelten.

»Ich sehe freilich nur Ein Mittel dazu,« hub Murval an. »Welches?« fragte Blondel hastig. »Sie haben zwei Töchter —« »o mein Herr!« unterbrach ihn Jakob, »der Abstand ist zu groß. Diese jungen Damen dürfen Ansprüche machen —«

„Was Abstand! was Ansprüche!« rief Blondel aus, »Ihr seid Kaufleute, gleich mir. Ihr könnt mit der Zeit eben so reich und noch reicher werden, als ich. Ihr seid brav und fleißig. Wenn meine Töchter denken wie ich, so weiß ich wohl, was sie thun.«

Angelique und Louise schlugen die Augen nieder, und schwiegen. »Bedenken Sie wohl,« sagte Wilhelm mit naiver Freimüthigkeit, »wir haben noch nie Zeit gehabt zu lieben, aber ich glaube, wir wären im Stande, Sie recht herzlich und aufrichtig zu lieben, wenn Sie ihrer Wahl uns würdig fänden.«

»Ach ja,« seufzte Jakob, »ich fürchte ohnehin, ich werde das Glück, Herrn Blondel das Leben gerettet zu haben, mit der Ruhe des meinigen erkaufen; denn seit unserer kurzen Bekanntschaft sind Gefühle in mir erwacht, die zuvor mir fremd waren, und nie ist mir drückender gewesen, als jetzt, daß ich keiner glänzenden Erziehung genossen. »Was Sie für uns gethan,« sagte Angelique, »ist mehr werth, als äußerer Schimmer.« »Die Wohlthäter unsers Vaters —« fügte Louise hinzu, »bedürfen

Sie in unsern Augen eines andern Titels?" Die beiden lieblichen Schwestern gaben ihre förmliche Einwilligung. Wilhelm und Jakob schwammen in Entzücken und wandten sich, im Taumel ihrer Freude, zu Murval und seiner Tochter: »Auch das ist Ihr Werk!" stammelten sie. »Genießen Sie des Schauspiels, das Ihre Wohlthätigkeit bereitet hat!"

Die Freude wurde allgemein. Es wurde beschlossen, die beiden Vermählungen in Euphrosinens Wohnung zu feiern. Die nöthigen Papiere verschaffte man sich bald, und Blondel's Familie wurde aus Lyon verschrieben. Sie kam, und die glücklichen Paare vereinigte ein unauflösliches Band. Nie trübte die kleinste Wolke den Himmel ihres Ehestandes. Jakob und Wilhelm wurden die angesehensten Kaufleute in Frankreich, aber bei allen ihren Reichthümern vergaßen sie nie, was sie Murval und seiner Tochter verdankten. So ist das wenige Gute, das wir thun, nie für unser Glück verloren. Wilhelm und Jakob veränderten ihre Namen nicht, und auf allen Messen, die sie durchzogen, in allen Städten, wo sie Niederlagen hatten, las man an ihren Buden und Magazinen: »Zum Goldstück."



Der redende Kamm.

Madame St. Marcel, Gattin eines berühmten Wundarztes in der französischen Armee, und schon seit mehreren Jahren von ihrem Manne getrennt, beschäftigte sich einzig mit der Erziehung ihrer Tochter, Caroline, welche die Natur mit ihren schönsten Gaben verschwenderisch ausgestattet hatte. Eine liebliche Gestalt, Grazie ohne Ziererei, ein treffliches Herz, Offenheit, Verstand und Fröhlichkeit, Alles war in ihr vereinigt, und da ihr Vater neben seinem Wohlstande des besten Rufes genoß, so wurde sie in allen Gesellschaften gesucht. Sie hatte überdies, ohne damit schimmern zu wollen, vielerlei Kenntnisse erworben, und manches Talent bis zur Vollkommenheit gebracht. Was Wunder, daß ihre Mutter sie fast anbetete, und kein größeres Glück kannte, als das, ihre Tochter allgemein bewundert zu sehen. Indessen hatte sich doch in Carolinens glänzende und liebenswürdige Eigenschaften ganz unbemerkt ein Fehler gemischt, der leider vielen jungen Mädchen eigen ist, und oft Gefahr droht. Es war die Thorheit, Alles ohne Unterschied lächerlich zu machen, Alles zu verspotten, und sie ergab sich dieser Thorheit um so leichter, da sie bei ihren Vorzügen eben nicht befürchten durfte, daß man ihr Gleiches mit Gleichem vergelten werde.

Auf Spazirgängen musterte sie spöttisch Jeden, der ihr begegnete. Im Schauspiel bekrittelte sie die Kleidung der Damen, deren Diamanten, oder Wuchs, Stimme und Geberden. In Gesellschaften suchte ihr funkelndes Auge sogleich ein Opfer, und wehe diesem! Das war ein Flüstern, ein Zischeln, ein Lächeln, wodurch die Person, der es galt, auf die Folter gespannt wurde. Einige duldeten es schweigend, aus Achtung für die Gesellschaft, oder weil Jugend und Schönheit Nachsicht einflößen; Andere, die empfindlicher waren, murrten laut über den boshaften Ton der Satyre, der gegen ihren Anstand, ihre Reize so seltsam abstach. Was Carolinen noch mehr in dem häßlichen Fehler bestärkte, war das Bravo! und das Beifallslächeln so Mancher, die ihre Sarcasmen Bonmots zu nennen beliebten; das Vergnügen, einen Zirkel von Papageien um sich zu sammeln, die jedes ihrer giftigen Worte schnell wiederholten, es allerliebst, himmlisch, göttlich nannten, und schwuren, es in ganz Paris zu verbreiten. Alles das hatte nach und nach Carolinens Reinheit befleckt, und würde ihren Charakter wie ihr Herz bald ganz verdorben haben, wenn nicht mehrere auffallende Begebenheiten ihrer Mutter die Augen geöffnet hätten. Eines Tages war sie mit ihr in einem Konzert, wo die ausgezeichnetsten Künstler und Dilettanten sich eingefunden hatten. Ein berühmter Violinspieler trug ein Konzert von seiner Komposition vor. Während eines vortrefflichen Adagio herrschte eine allgemeine Stille

im Saale, jeder Zuhörer hielt gleichsam den Athem zurück, als Caroline in der vordersten Reihe plötzlich überlaut lachte, und dadurch den Künstler so außer Fassung brachte, daß er stecken blieb. Mit Unwillen sah die ganze Versammlung auf Carolinen, und von allen Seiten riefen Stimmen: zur Thür hinaus mit der Unverschämten! Madame St. Marcel stand sogleich auf, um ein noch größeres Skandal zu vermeiden, und führte ihre Tochter hinaus unter dem Spottgeheul der Menge und zur Genugthuung aller wahren Freunde der Kunst, die nachher durch ein rauschendes Beifallklatschen den Künstler zu entschädigen suchten.

Man wollte wissen, wer das impertinente Mädchen gewesen sei, das sich unterstanden, einer so ansehnlichen Versammlung auf diese Weise Hohn zu sprechen; man erfuhr bald ihren Namen und ihre Wohnung, und gleich am andern Morgen empfing sie einen Brief von dem Vorsteher des Konzerts, eines der berühmtesten in ganz Paris, in welchem er ihr anzeigte, daß der allgemeine, durch sie erregte Unwille ihr den fernern Zutritt nicht verstatte, weßhalb er ihr Abonnement zurück sende, damit sie nicht etwa auf eine noch schimpflichere Weise die Gesellschaft zu verlassen gezwungen werden möchte. Er schloß sein Billet, sie bedauernd, daß sie einen solchen Ruf sich in der Welt mache, und rieth ihr, künftig den schönen Künsten mehr Achtung zu bezeigen.

Caroline war außer sich. Sie hatte gehofft, in demselben Konzert ihre Talente glänzen zu lassen, und deshalb schon ein Konzert von Steibelt geübt, welches nach ihrer Meinung große Sensation erregen mußte. Sie wollte den Vorsteher antworten, ihre Unbesonnenheit entschuldigen, aber ihre Mutter sagte ihr, das Geschehene sei nicht wieder gut zu machen, sie sollte die Züchtigung mit Geduld tragen. Die Gedemüthigte vergoß bittere Thränen, Madame St. Marcel aber freute sich der scharfen Lehre, die sie empfangen und schlug ihr die Bitte rund ab, Entschuldigungsbriefe an den Vorsteher und an alle die berühmten Künstler zu schreiben, die jene Vereinigung bildeten. Sie hoffte, diese Entbehrung werde sie von dem traurigen Hange, Alles durchzuhecheln, und den ehrwürdigsten Personen in's Gesicht zu lachen, für immer heilen. Wirklich unterdrückte Caroline diesen Hang eine Zeit lang so ziemlich; aber die Stärke der Gewohnheit riß sie bald wieder fort, sie trieb es ärger als jemals, und machte sich gefürchtet und verhaßt in allen Gesellschaften. An einem schönen Sommer-Abend — es war ein Sonntag — befand sie sich in den Tuilerien mit mehreren ihrer Gespielinnen, musterte, zergliederte, bespöttelte wie gewöhnlich jeden Vorübergehenden auf eine Art, die unter Allen, die sie umringten, ein lautes Gelächter erregte. Nur die Mutter grämte sich im Stillen, und suchte ihrer Tochter unverschämte Lustigkeit zu mäßigen. Besonders hatte Caroline die Pfeile ihres boshaften Witzes gegen

eine junge Person gerichtet, die ihr gegenüber saß, und blos von einem alten Manne begleitet wurde, der ein Ordenskreuz trug, und dem Anscheine nach ihr Vater oder ihr Verwandter war. Caroline zog durch ihre Spöttereien aller Augen auf sich, und von sich auf die junge Unbekannte, der man es ansah, daß sie sehr dabei litt. Plötzlich stand der Greis auf, führte das Mädchen dicht vor Carolinen, stellte sie ihr vor, und sagte zwar mit sanfter, aber mit Ehrfurcht einflößender Würde: »Einer so schönen Dame mißfallen, ist für meine Tochter sehr betrübend. Ich bitte daher, Sie wollen die Güte haben, ihr die Lächerlichkeiten anzuzeigen, die Sie an ihr bemerken, damit sie sie ablegen und sich bemühen könne, alle die Vollkommenheiten zu erreichen, die man an Ihnen bewundert.» Sein Ton, sein ironisches Lächeln bewiesen, daß er seiner Tochter nur Genugthuung verschaffen, und der Unbesonnenen eine verdiente Lehre geben wollte. Caroline war sehr verwirrt, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Die jungen Leute um sie her verbissen das Lachen und sahen einander an. Madame St. Marcel, insgeheim erfreut über des Alten Anrede, und aus seinem Anstand, wie aus der Wahl seiner Ausdrücke schließend, daß sie einen Mann vom Stande vor sich habe, nahm das Wort und sagte: »Ich weiß nicht, mein Herr, ob meine Tochter an der Ihrigen irgend etwas Lächerliches hat auffinden können. Was mich betrifft, so danke ich Ihnen für den wichtigen

Dienst, den Sie mir in diesem Augenblicke erweisen, und wenn ich etwas wünschen dürfte, so wäre es, daß meine Tochter der Ihrigen gliche.» Der Fremde, durch diese Antwort entwaffnet, begnügte sich zu erwiedern: »Jammerschade, daß ein so reizendes Frauenzimmer sich so unanständig benimmt. Ich wünsche nicht, daß die Qualen, die sie meine Tochter seit einer Stunde hat empfinden lassen, ihr einst vergolten werden.» Dann wandte er sich zu Madame St. Marcel, und fügte hinzu: »Wer Mademoiselle an Ihrer Seite sieht, der wünscht im ersten Augenblicke Ihnen Glück, und bedauert Sie im zweiten, ihre Mutter zu sein.» Er ging, indem er ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte, und auf Carolinen einen mitleidigen Blick warf. Beschämt und reuig ließ er Carolinen zurück. Seine letzten, mit Ausdruck gesprochenen Worte, die Thränen seiner hübschen, bescheidenen Tochter hatten die Blicke aller Neugierigen auf sich gezogen. Jedermann billigte laut das Benehmen des Unbekannten, tröstete dessen Tochter, und murrte über die impertinente Lacherin, die, noch so jung, sich schon so boshaft zeigte. Der öffentliche Unwille äußerte sich immer stärker, und nöthigte Madame St. Marcel, die Tuilerien nebst ihrer Tochter schnell zu verlassen. Sie that es mit dem Vorsatz, ihre Tochter nie wieder dahin zu führen, um sich nicht einer Beschimpfung auszusetzen. Dies Abenteuer hinterließ einen sehr starken Eindruck bei Carolinen. Ein finsteres

Schweigen trat an die Stelle der satyrischen Ergüsse. Sie sah ein, wie gefährlich es sei, sich über Andere lustig zu machen, weil beleidigte Eigenliebe nie verzeiht. Die Mutter bemerkte mit Vergnügen, daß ihre Tochter ernstlich in sich gehe, doch überzeugt, daß sie noch einer derben Erschütterung bedürfe, um ganz zu genesen, ergriff sie eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihres Planes. Ihr Mann befand sich seit mehreren Monaten in Wien. Er hatte einer Erzherzogin, die auf der Jagd vom Pferde gestürzt war, und sich am Kopfe gefährlich verwundet hatte, das Leben gerettet. Er selbst war bei dieser Jagd mit dem französischen Gesandten gegenwärtig. Er selbst hob die Erzherzogin auf, bei welcher Gelegenheit ein goldener, mit Diamanten besetzter Kamm aus ihren blonden Haaren fiel, den er aufnahm und ihr überreichte. »Behalten Sie ihn,“ sagte die Prinzessin, »als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit, und erlauben Sie mir, den Schmuck beizufügen, zu dem dieser Kamm gehört. Geben Sie ihn Ihrer Gattin, deren Sie so oft mit Liebe erwähnen, und sagen Sie ihr, so oft sie ihn trage, solle sie derjenigen sich dabei erinnern, der ihr Gatte so geschickt das Leben gerettet hat.“ St. Marcel eilte, seiner Frau den Schmuck zu übersenden, der, außer jenem Kamme, in Ohrgehängen und einem Halsbande bestand. Da sie schon seit langer Zeit einen Tituskopf trug, so behielt sie blos die letztern, und gab ihrer Tochter den Kamm mit den Worten: »Dies Geschenk

ziemt deinem Alter noch nicht, allein ich hoffe, du werdest dich oft damit schmücken.» Was sie eigentlich dabei im Schilde führte, errieth Caroline freilich nicht, sondern trug den Kamm mit großem Wohlgefallen, da er, wenn sie erschien, durch seine Kostbarkeit Aller Blicke auf sich zog.

Eines Tages schlug die Mutter vor, in die Oper zu gehen, um ein neues Ballet von Gardel zu bewundern. »Ich hoffe,« sagte sie, »du werdest dort denjenigen Anstand beobachten, der deinem Geschlechte und deinem Alter geziemt, und mich nicht auf's neue Demüthigungen aussetzen —« »O gewiß nicht, Mama! ich habe selbst zu viel dabei gelitten. Das Konzert — der Alte in den Tuilerien — beide werde ich nie vergessen. Aber ich bekenne Ihnen, daß es mich noch oft Mühe kostet, meine Spöttereien zurück zu halten. Die Zeit, Ihre Lehren, und mein fester Entschluß werden doch endlich eine Thorheit überwinden, die mich bei Jedermann verhaßt, und des Namens Ihrer Tochter unwürdig macht.« Die Mutter umarmte sie zärtlich, machte dann selber ihr schönes, langes Haar zurecht, wie sie immer zu thun pflegte; allein statt des prächtigen Kammes schob sie einen andern, ähnlichen unter, der auf schwarzem Schildpatt die von Diamanten geformten Worte trug: Böse Zunge. Dann fuhr sie mit Carolinen in die Oper und setzte sich mitten in's Orchester. Kaum hatte Caroline Platz genommen, als

sie bemerkte, daß Vieler Blicke auf sie gerichtet waren. Sie glaubte anfangs, das sei eine Wirkung ihres kostbaren Kammes; aber bald vernahm sie hie und da die Worte: Böse Junge. Sie sah sich nach allen Seiten um, und ahnete noch nicht, daß es ihr gelte; allein jemehr sie den Kopf drehte, je öfter hörte sie jene Worte wiederholen. Jetzt zweifelte sie nicht mehr, daß sie der Gegenstand des öffentlichen Hohnes sei. Sie wurde feuerroth, Thränen schossen ihr aus den Augen, und sie bat ihre Mutter, in eine Loge zu gehen, unter dem Vorwand, man werde das Ballet da besser sehen. Sie gingen, eine Loge zu suchen. Ach! in den Corridors, wo sie durch mußten, und wo eine Menge der elegantesten jungen Herren hin und her liefen, wurden ihre Ohren abermals von allen Seiten durch den Ausruf: Böse Junge! gepeinigt. Sie rettete sich in eine Loge. Hier glaubte sie endlich vor allen Demüthigungen in Sicherheit zu sein. Sie war allein mit ihrer Mutter, und überließ sich ganz ihrer Verzweiflung. Schluchzend sagte sie: »Ich habe mir den Haß und die Verachtung der ganzen Welt zugezogen. O wie bitter bereue ich meine Spöttereien! und wie hart werde ich dafür bestraft!«

Madame St. Marcel tröstete sie, doch insgeheim erfreut über die Wirkung ihres Kunstgriffes. Jetzt trat eine Dame herein, die, dem Aeußern nach zu urtheilen, reich und von hohem Stande war. Sie hatte zwei junge Mäd-

chen bei sich, deren Anstand und Manieren die beste Erziehung verriethen. Alle drei nahmen Platz.

Zum Ersten Mal in ihrem Leben fand Caroline an den drei Damen nichts zu bekritteln. Die Mutter fand sie zärtlich und geistreich, die Töchter schienen ihr bescheiden und liebenswürdig. Zum Ersten Male fühlte sie ein Vergnügen, zu loben, und äußerte sogar gegen ihre Mutter das Verlangen, ein Gespräch mit den fremden Damen anzuspinnen, als sie bemerkte, daß die ältere der beiden Schwestern die jüngere mit dem Arme anstieß, und leise zu ihr sagte: Böse Zunge.

Das traf Carolinen wie ein Blitz vom heitern Himmel, denn hier hatte sie nicht erwartet, das entsetzliche Wort wiederholen zu hören. Das konnte sie nicht ertragen; sie bat Madame St. Marcel um Gotteswillen, den Saal zu verlassen, stand auf und entwich. Aber noch indem sie ging, mußte sie bemerken, wie die Töchter ihrer Mutter in die Ohren flüsterten, und wie diese schnell die Augen auf sie richtete und jene schrecklichen Worte wiederholte. Noch auf der großen Treppe, noch als sie in den Wagen stieg, schallten sie ihr nach, und sie war vernichtet! »Es ist um mich geschehn!« sagte sie schluchzend, »Jedermann zeigt mit Fingern auf mich; ich habe die Achtung des Publikums auf immer verloren, und darf nie wieder in

der Welt erscheinen!» Mit Strömen von Thränen bat sie ihre Mutter um Verzeihung, bekannte sich ihrer Liebe unwürdig; und Madame St. Marcel, tief gerührt, stand im Begriff, ihr die Täuschung zu verrathen; allein aus Furcht, die heilsame Wirkung derselben zu vernichten, schwieg sie, billigte Carolinens Entschluß, der Welt ganz zu entsagen, und, da in diesem Augenblicke der Geisteszerrüttung der Tochter schönes Haar in Unordnung gerathen war, so ergriff sie die Gelegenheit, ihr den redenden Kamm zu entwenden, und den von Wien geschickten, in ihrem Schnupftuche verborgenen wieder an dessen Stelle zu schieben; daher konnte Caroline Abends beim Auskleiden unmöglich Argwohn schöpfen. Ihrem Vorsatz getreu, erschien sie lange in keiner Gesellschaft, sondern beschäftigte sich einzig damit, ihren Charakter zu bilden und ihre bösen Gewohnheiten abzulegen. Es gelang ihr vollkommen. Sie wurde nach und nach eben so sanft und nachsichtsvoll, als sie zuvor hart und satyrisch gewesen. Erst nach einem Jahre, als an ihrer gründlichen Besserung nicht mehr gezweifelt werden konnte, zeigte ihr die Mutter den redenden Kamm, und erzählte ihr, wie sie den Muth gehabt, sie so tief zu verwunden, um desto sicherer sie zu heilen.

Caroline versprach den Kamm stets aufzuheben, ja ihn sogleich wieder in das Haar zu stecken, wenn sie

jemals in den besiegten Fehler zurück falle. Aber das geschah nicht. Duldung und Sanftmuth waren seit einem Jahre ihr lieb geworden. Sie erschien nun wieder in der großen Welt, geistreicher und liebenswürdiger als jemals, und, statt die häßliche Devise des redenden Kamms hinter sich zu vernehmen, hörte sie nur von allen Seiten die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Man nannte sie die Schöne und Gute.



Die Sonate.

Voranges, einer der angesehensten Wechselagenten in Paris, hatte zwei Töchter, Blanca und Cölestine, bei deren Erziehung er keine Kosten sparte; Wissenschaften und Talente wurden mit gleichem Eifer kultivirt. Blanca hatte besonders auf der Harfe schnelle Fortschritte gemacht. Aber sie verlor auch nicht eine Minute, um durch Fleiß den Wünschen ihres Vaters und den aufgewandten Kosten zu entsprechen. Schon um sechs Uhr Morgens stand sie auf, beschäftigte sich zuerst mit ernsten Gegenständen, und eilte dann sogleich zu ihrer Harfe, auf der sie Stunden lang unermüdet die schwersten Griffe und Passagen übte. Kurz, Fleiß und Herzensgüte waren Blanca's unverkennbare Vorzüge.

Cölestine beliebte es nicht ihrer Schwester nachzueifern. Sie war hübsch und kokett, allein für jedes angenehme Talent bewies sie eine Geringschätzung, eine Nachlässigkeit, die natürlich alle Fortschritte hemmen mußten. Wenn sie kaum um neun Uhr aufgestanden war, so brachte sie zwei Stunden mit ihrer sogenannten Morgentoilette zu, und so kam die Zeit zum Frühstück, ehe sie noch etwas anders gethan hatte, als ihren Eltern nach Gewohnheit einen guten Morgen gewünscht.

Nach dem Frühstück, während Blanca wieder zu ihrer Harfe eilte, streckte sich Cölestine auf dem Sofa, ordnete

ein Bändchen am Hut, einen Besatz auf ein Kleid oder that am öftersten auch ganz und gar nichts. Alle Vorstellungen über diese Lebensweise fruchteten nichts bei ihr. Wenn ihre Schwester bisweilen, als ältere Freundin, herzlich und ermahnend mit ihr sprach, so pflegte sie zu antworten: »Wenn man hübsch und reich ist, so hat man immer Talente genug. Freilich, Schwesterchen, wenn man deinen hartnäckigen Fleiß mit ansieht, so sollte man glauben, du müßtest einst dein Brot durch Unterrichtgeben auf der Harfe verdienen. Ein artiges Talent besitzen, ist wohl ganz gut, aber es Künstlern darin gleich thun, das ist sehr bürgerlich.» Bei solchen Reden zuckte Blanca die Achseln. Sie behauptete, daß Mittelmäßigkeit in allen Dingen wenig Geschmack und Charakter andeute, und daß, wenn man einmal eine Kunst treiben will, man auch alle Kräfte darauf verwenden muß. Aber Cölestine lachte ihr in's Gesicht: »Ich höre dich schon in allen Konzerten als eine der größten Harfenistinnen in ganz Paris ankündigen; ich sehe schon, wie du zitternd, halb todt, vor sechshundert strengen Kritikern erscheinst, um dich hören zu lassen; und zur Belohnung dieser Qual und deines ewigen Fleißes erringst du endlich den herrlichen Beinamen einer Virtuosin. Ein großes Glück, zitternd und bebend aufzutreten, um Messieurs und Mesdames zu amüsiren und zur Vergeltung von ihnen bekritelt zu werden.»

Blanca ließ sich nicht irre machen, und war nach einiger Zeit eben so geschickt auf der Harfe als in Wissen-

schaften und Sprachen. Man rühmte sie überall, man zog sie in die besten Gesellschaften, wo sie wohlverdienten Beifall erntete, während Cölestine in ihrem Winkel kaum bemerkt wurde, und die verdrießliche Erfahrung machte, daß ein hübsches Gesicht sammt aller Ziererei der Koketterie nicht immer Aufmerksamkeit errege, daß aber die Herrschaft der Talente allgemein anerkannt wird. Diese Wahrheit, die freilich nur erst in ihrem Herzen keimte, wurde durch eine unglückliche, nur zu häufige Begebenheit schnell zur Reife gebracht. Die Zeitumstände und politische Ereignisse bewirkten auf der Pariser Börse eine solche Zerrüttung, daß plötzlich eine Menge Wechselagenten wie vom Schlage gelähmt wurden, und trotz ihrer Vorsicht und anerkannten Redlichkeit in den Sturz mit hinabgezogen, ihr ganzes Vermögen einbüßten. Der ehrliche Voranges gehörte zu dieser Zahl. Doch weit entfernt, es den schamlosen Spekulanten nachzuthun, die durch ihre eigenen Bankerotts reich werden, sollte durch ihn keiner verlieren, der ihm seine Gelder anvertraut. Er verkaufte Alles, was er hatte, seine kostbaren Möbeln, seine zahlreiche auserlesene Bibliothek, deren Verlust Blanca vorzüglich beklagte. Auch seine Gattin gab Alles das ihrige her, Diamanten, Spitzen, indische Shawls, fast ihre ganze Garderobe, nebst einem Theil der Garderobe ihrer Töchter, auch sogar Blanca's kostbare Harfe, kurz, Alles wurde zusammengerafft, um die Gläubiger zu befriedigen, und so wurden sie denn auch bis auf den letzten Heller befriedigt.

Jetzt konnte Voranges einen Stand, der ansehnliche Auslagen erfordert, nicht länger behaupten, auch fürchtete er, den Kredit so leicht nicht wieder zu finden, den er durch die unverschuldete Verzögerung seiner Zahlungen eingebüßt hatte. Er entsagte daher für immer diesem Stande, und suchte einen kleinen Posten als Kommis oder Kassirer, um seiner Familie Brot zu schaffen. Er suchte vergebens, das Unglück verfolgte ihn, seine besten Freunde kehrten ihm den Rücken, er konnte in Paris nicht länger leben, und miethete ein Häuschen in einem Dorfe des Thales von Montmorency. Cölestine brachte er zu einer Leinwandhändlerin, wodurch ihre Eitelkeit empfindlich gedemüthigt wurde. Blanca kam zu einem der ersten Harfenmacher, der zuvor lange ihr Lehrer gewesen. Hier stand sie seinem Magazin vor, und ertheilte seinen jüngsten Schülerinnen Unterricht. Dabei hatte sie die Aussicht, nach und nach durch ihn in Paris bekannter zu werden, und durch ihre Kunst reichliches Brot zu erwerben. Nachdem die armen, aber an Ehre nicht verarmten Eltern ihre Töchter auf diese Weise untergebracht, zogen sie in das Dörfchen St. Gratien, wo Madame Voranges, die vormals ein glänzendes Haus gemacht hatte, nun selbst ihre Küche besorgte, und in groben Kleidern, mit einem gemeinen Strohhut auf dem Kopfe, das Nöthige dazu einkaufte. Ihr Mann, noch rüstig für sein Alter, sägte und spaltete Holz, baute einen kleinen Garten an, und verschaffte sich mühselig den nothdürftigen Unterhalt. Er, vormals der

liebenswürdigste Gesellschafter, der die ausgezeichnetsten Künstler an seiner Tafel versammelte, verrichtete jetzt in einer Tracht, die ihm vormals zum Jagdkleide gedient, die sauersten Arbeiten, und wenn auch eine düstere Wolke seine Stirn bedeckte, so schimmerte doch das heitere Bewußtsein des ehrlichen Mannes stets hindurch. So verstrich ein Jahr. Cölestine beobachtete nur mit dem höchsten Widerwillen die Obliegenheiten ihres neuen Standes, und konnte es, bei ihrer gewohnten Nachlässigkeit nicht dahin bringen, sich mehr als das Nothdürftigste zu erwerben. Es war ihr unerträglich, Packete zusammen zu schnüren oder in einer Reihe mit den jungen Nähterinnen zu sitzen, denen sie noch vor Kurzem selbst Arbeiten aufgetragen; besonders fühlte sie sich gedemüthigt, wenn etwa Personen, die vormals ihres Vaters Haus besuchten, in die Bude kamen, um etwas einzukaufen, und sie beim Leinwandnähen erblickten. Ein plötzliches Erröthen und niedergeschlagene Augen verriethen ihre Verwirrung. Lieber hätte sie sterben mögen, als erkannt werden. Durch solche Verlegenheit wurde dann ihre Unerfahrenheit im Handel nur noch vermehrt, und sie zog sich von der Leinwandhändlerin oft bittere Verweise zu. Blanca im Gegentheil, von dem Verlangen beseelt, sich und ihrer Schwester dieser drückenden Lage zu entreißen, und ihre armen Eltern zu unterstützen, that mit Lust und Kraft was ihr geheißen wurde, fand sich leicht und verständig in ihren neuen Wirkungskreis, führte die Aufsicht über alle Arbeiter des Magazins, unterrichtete

mehrere junge Mädchen auf der Harfe, und erlangte durch diese tägliche Uebung bald den höchsten Grad der Vollkommenheit auf ihrem Instrumente. Auch wurde sie ihrem braven Meister immer nützlicher, immer theurer. In Kurzem genoß sie das unaussprechliche Glück, die Früchte ihres Fleißes mit ihren Eltern theilen zu können. Die Einsiedler von St. Gratien verdankten es der kindlichen Hilfe ihrer Tochter, daß sie nun wieder eine Magd halten konnten, und fanden in ihrer Einöde zwar minder glänzende, aber vielleicht wahrere Freuden, als vormals in ihrer prächtigen Pariser Wohnung. Auch auf Cölestinen erstreckte sich die Wirkung von Blanca's Talenten. Sie fing an, Muth zu fassen, und so viel zu erwerben, als vor allen Dingen zu einer niedlichen Kleidung erforderlich war, denn darnach trachtete sie am meisten. Kurz, die ganze Familie trotzte den Schlägen des Schicksals, und fand ein bescheidenes Glück in Arbeit und Entsagung.

Leider war es nicht von langer Dauer. Die Mutter hatte nicht ohne tiefen Schmerz aus dem Wohlstande plötzlich in Armuth übergehen können. Der Kummer, den sie ihrem Gatten täglich mit der höchsten Anstrengung zu verbergen strebte, untergrub ihre Gesundheit. Sie wurde gefährlich krank. Blanca flog herbei und theilte mit ihrem Vater die Pflege der geliebten Kranken. Auch Cölestine erhielt Erlaubniß, die heiligste kindliche Pflicht zu erfüllen. Madame Voranges, von der zärtlichsten Liebe jeden Augenblick gepflegt, erholte sich. Cölestine kehrte also-

bald zu ihren Geschäften zurück, die sie jetzt mit Eifer trieb. Blanca verweilte noch bei der langsam Genesenden, die jetzt oft von Nervenzufällen heimgesucht wurde, welche nicht selten gefährlich waren, und ihre Genesung verzögerten. Blanca hatte bemerkt, daß die Musik diese Zufälle milderte. Sie theilte diese Bemerkung dem Arzte mit, der ihr rieth, anfangs in einem benachbarten Zimmer auf der Harfe zu spielen, um die schwachen Nerven der Mutter nicht anzugreifen, nach und nach aber in ihrer Gegenwart die rauschendsten Stücke vorzutragen. Blanca befolgte diesen Rath, und nie war ihre Harfe ihr theurer gewesen, als jetzt, da es zu Erhaltung ihrer geliebten Mutter beitragen konnte. Sie hub im Nebenzimmer mit den leisesten Accorden an, und schmeichelte sich durch das Ohr bis tief in die Seele. »O welche süßen Töne!« sagte die Mutter mit schwacher Stimme zu ihrem Gatten, der neben ihrem Krankenbette saß; »es ist so lange her, daß ich Blanca nicht auf der Harfe spielen gehört. Sie gibt mir das Leben wieder.« — Die Tochter, diese rührenden Worte vernehmend, weinte süße Zähren und lockte durch sie begeistert himmlische Töne aus ihrem Instrument hervor. Besonders gelang ihr jene reizende Arie von der kindlichen Liebe. Diese spielte sie mit solcher Zartheit und mit so rührenden Variationen, daß ihr Vater aufsprang, zu ihr hin eilte, sie in seine Arme schloß, und tiefbewegt ausrief: »O man ist nicht unglücklich, wenn man dein Vater ist! — Komm! freue dich deines Werkes! betrachte deine

Mutter: ein Lächeln umschwebet wieder ihre blassen Lippen; Thränen befeuchten wieder ihre trockenen Augen; sie nennt dich ihren Schutzengel, sie segnet dich!" Welche Belohnung für die edle Blanca! Von den Armen ihrer Eltern umschlungen, mischten sich Aller Thränen und Küsse. Zu reden vermag keines, aber dies beredte Schweigen ist Wollust! Alles kann das harte Schicksal rauben, nur nicht dies selige Gefühl! Seit jenem süßen Augenblicke, der in der That die Genesung der Kranken beschleunigte, ließ Blanca täglich ihre himmlischen Töne im Nebenzimmer hören, und bald erhielt sie auch vom Arzte die Erlaubniß, vor der Kranken selbst zu spielen, was sie wolle. Nun trug sie fröhlich ihre Harfe vor der Mutter Bett, spielte bald eine glänzende Symphonie von Krummholz, bald ein Konzert von Petrini, oder ein unsterbliches Werk von Haydn, immer mit so verständiger Abwechslung, daß sie ihrer Mutter täglich neues Vergnügen, neue Ueberraschung zubereitete. An einem heitern Septemberabend, als der Mond mit seinem Schimmer die stille Gegend erleuchtete, saß Blanca eben auch im Zimmer ihrer Mutter, dessen eines Fenster die Aussicht auf die Landstraße hatte, und spielte auf ihrer Harfe mit dem ganzen Aufwand ihrer Kunst eine sehr brillante Sonate von Habermann. Ein Theil der Dorfbewohner hatte sich, durch ihre Zaubertöne herbeigelockt, um das Häuschen gesammelt, und die andächtige Stille der Zuhörer wurde blos dann und wann durch ihren jauchzenden Beifall unterbrochen,

denn wahre Kunst wirket auch auf die rohsten Menschen. Der russische Gesandte, der für den Sommer ein Schloß im Thal von Montmorency gemiethet hatte, fuhr eben vorbei nebst seiner Gemahlin und einzigen Tochter, die in ihr fünfzehntes Jahr trat.

»Ich kenne diese Sonate,« rief die junge Prinzessin, »ich habe sie bei Hofe spielen hören.«

»Du hast Recht,« sagte der Vater, »ich erinnere mich dessen.« Er ließ halten und bewunderte mit Erstaunen das vollkommene Spiel der unsichtbaren Künstlerin. Man forscht nach ihrem Namen, und man erfährt: sie heiße Blanca Voranges und spiele jeden Abend, um die Genesung ihrer kranken Mutter zu vollenden. Die Gemahlin des Gesandten wird neugierig, ein Mädchen kennen zu lernen, von dem das ganze Dorf mit hoher Achtung spricht, und ihre Tochter Sarinka brennt vor Begierde, diejenige zu sehen und zu hören, der das Glück zu Theil geworden, durch ihre Talente das Leben ihrer Mutter zu erhalten. Am andern Abend ließ der Gesandte seinen Wagen am Eingang des Dorfes stehen, kam nebst seiner Familie zu Fuße, ohne Gefolge, und stellte sich unter das Fenster. Zufälligerweise spielte Blanca in diesem Augenblicke sehr brillante Variationen eines russischen Tanzes, wodurch natürlich das schon gefaßte Interesse noch erhöht wurde. Nachdem sie noch einige andere Stücke mit der höchsten Kunst ausgeführt hatte, öffnete sie einen Augenblick das Fenster, um

frische Luft zu schöpfen. Alsobald vernahm sie die von einer jugendlichen Stimme mit Rührung ausgesprochenen Worte: »Eine Mutter retten, und ein solches Talent besitzen, o wie glücklich muß sie sein!« Verwundert und angenehm überrascht bog sich Blanca heraus, um zu sehen, aus wessen Munde der Lobspruch gekommen. Da redete eine stärkere Stimme sie an: »Wundern Sie sich nicht, Mademoiselle, daß Jedermann Ihr Los beneidet, und Sie zu hören wünscht. Empfangen Sie die Huldigung des russischen Gesandten und seiner Familie.«

Mit holder Scham zog Blanca sich zurück, allein ihr Vater führte sie sogleich wieder an das Fenster, um durch einige bescheidene Worte die Höflichkeit zu erwiedern, da vernahm sie eine dritte Stimme, die sich durch einen etwas fremden Accent auszeichnete, sanft sprechend: »Sie mögen die glücklichste Tochter sein, aber diejenige, deren Leben Sie erhalten, ist gewiß auch die glücklichste Mutter!« Blanca stammelte Danksagungen, und versicherte, sie habe blos eine Pflicht erfüllt. Das Gespräch war angeknüpft. Voranges ging hinab, und lud den Gesandten ein, in seiner Hütte auszuruhen. Die Einladung wurde angenommen, Blanca der Familie vorgestellt. Ihr Vater trug kein Bedenken, seine Schicksale zu erzählen, denn eben sein Unglück gab ihm ja Gelegenheit, die Tugenden seiner Tochter in ein glänzendes Licht zu stellen, und er that es mit überströmendem Herzen. Während er redete, verwandte die edle Sarinka kein Auge von der Künstlerin, und die

Mutter bat für ihre Tochter um Erlaubniß, eine so angenehme Nachbarschaft zu benutzen, um in nähere Verbindung mit einem so hochachtungswürdigen Frauenzimmer zu treten. Voranges und seine Tochter mußten versprechen, am andern Mittag bei dem Gesandten zu speisen. Sie kamen und wurden nicht so aufgenommen, wie gewöhnlich die großen Herren ihre Schützlinge aufzunehmen pflegen; die Art, wie man sie empfing, bewies, welche zarte Achtung Blanca eingeflößt hatte. Um die junge Künstlerin nicht schüchtern zu machen, war die Gesellschaft an diesem Tage nicht zahlreich, allein gewählt, und bestand größtentheils aus Kunstliebhabern. Die Gesandtin selbst spielte auf dem Flügel jene Sonate von Habermann, und Sarinka sang mit einer schönen Stimme und vielem Geschmack mehrere italienische Arien. Blanca, auf das angenehmste überrascht, erbot sich, sie auf der Harfe zu accompagniren. Beide wetteiferten und die Zuhörer waren entzückt.

»Ach! wenn ich doch immer eine solche Begleitung hätte!« rief die Prinzessin und drückte Blanca's Hand gegen ihre Brust, »welche Fortschritte würde ich machen!« Mit herzlichem Vergnügen übernahm es Blanca, so lange sie noch bei ihrer Mutter bleiben werde, sie täglich zu accompagniren und ihr schönes Talent auszubilden.

»Ich wagte es nicht, Sie darum zu bitten,« sagte die Gesandtin, »doch da Ihre Frau Mutter mit jedem Tage

sich bessert, so werde ich selbst kommen, die Erlaubniß von ihr zu holen, und ich ahne, daß meine Tochter Ihnen nicht blos die Vervollkommnung ihrer Talente, sondern auch die ihres Herzens verdanken wird.“ Dieser Plan wurde pünktlich ausgeführt. An jedem Morgen begab sich Blanca auf das Schloß des russischen Gesandten, und jeden Abend brachte die junge Prinzessin sie in ihrem Wagen wieder nach Hause, wo sie ihr noch oft ihre Mutter pflegen half. Aus dieser gemeinschaftlichen Uebung von Talenten und Pflichten erwuchs eine Freundschaft, die um so inniger war, da sie sich auf wechselseitige Hochachtung gründete. Sarinka konnte nicht mehr ohne Blanca leben, und diese vergaß bei Sarinka alles Unglück ihrer Familie. Endlich war die Zeit gekommen, wo Blanca ihre, nun völlig genesene Mutter wieder verlassen sollte, um zu dem berühmten Harfenmacher, der sich herzlich nach ihr sehnte, zurück zu kehren, sie nahm sehr bewegt Abschied auf dem Schlosse des Gesandten; ihre Augen schwammen in Thränen, so oft sie auf Sarinka sie heftete.

„Uns trennen!“ rief diese, ihre Arme um sie schlingend, „nimmermehr! Sie sind meine Freundin! Sie haben mich in allem Guten befestigt, Sie haben mein Talent ausgebildet, mir die Liebe zur Kunst eingeflößt. Ich kann Ihrer nicht mehr entbehren! wir müssen unzertrennlich sein!“ Voranges, seine eigene Rührung unterdrückend, erinnerte an die Verbindlichkeiten, die seine Tochter dem wackern Harfenmacher, ihrem Wohlthäter, ihrer einzigen Stütze

im Unglücke, schuldig sei. »Nein!« fügte Blanca, muthig entsagend, hinzu: »nie werde ich undankbar an diesem Manne werden!«

»Wenn er so brav ist, als Sie ihn beschreiben,« nahm der Gesandte das Wort, »so wird er Ihrem Glücke sich nicht widersetzen. Bleiben Sie bei Sarinka, werden Sie ihre Lehrerin, ihre Freundin. Ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als meine zweite Tochter, und in Ihre eigenen Hände werde ich das Schicksal Ihrer Eltern legen.« »Mein Gemahl ist der Dolmetscher meiner Gesinnungen,« sagte die Gesandtin. »So viele Tugenden sollen kein Spiel der Launen des Schicksals werden. Ich selbst werde Sie zu dem Harfenmacher begleiten, und hoffe, ihn zu überreden. Nicht als Harfenistin, nicht als Gouvernante sollen Sie unter uns wohnen; sondern als ein Muster aller weiblichen Tugenden, als ein Schatz, den uns der Himmel zum Glück unserer Sarinka hat entdecken lassen. Bleiben Sie, liebenswürdige Blanca! werden Sie meine zweite Tochter!«

Bei diesen Worten umarmte sie das holde Mädchen, und Voranges konnte so herzlichen Anerbietungen nicht widerstehen. Er fand keine Worte, um seine Freude, seinen Dank zu schildern. Er eilte zu seiner Frau, der Tochter Glück ihr anzukündigen, indessen die Gesandtin mit Blanca und Sarinka zu dem Harfenmacher fuhr, der sich herzlich freute, seine geliebte Schülerin so wohl ver-

sorgt zu sehen, obschon es ihm schmerzlich wurde, sich von ihr zu trennen.

Madame Voranges fand, durch die frohe Botschaft, sich so gestärkt, daß sie selbst nach dem Schlosse sich begeben und die allgemeine Freude theilen konnte. Täglich entwickelten in diesem Hause Blanca's Tugenden sich glänzender, und täglich boten sich dem Gesandten neue Gründe dar, sich der getroffenen Wahl zu freuen. Für Blanca's Zukunft sorgte er auf eine Weise, die ihrer und seiner würdig war. Ihre Eltern sahen sich noch einmal in Wohlstand versetzt, doch wollten sie ihr Häuschen nimmer verlassen. Die Freundschaft zwischen ihrer Tochter und der jungen Prinzessin wurde mit jedem Tage inniger, und sie schwuren einander, daß nur der Tod sie trennen solle. Blanca's Geschenke und die Protectionen der russischen Gesandtin setzten auch Cölestinen bald in den Stand, ein Leinwandmagazin für ihre eigene Rechnung zu eröffnen, welches bald in Ruf kam. Blanca besuchte sie oft, hütete sich aber sorgfältig, durch den Glanz ihres jetzigen Standes die Eigenliebe ihrer Schwester zu kränken. Cölestine, die ihren Wohlstand, die Erhaltung ihrer Mutter und die Erneuerung des Glückes ihrer Eltern einzig der edlen Schwester verdankte, erkannte endlich: daß, trotz der grausamsten Schläge des Schicksals, man nie ganz hilflos bleibt, wenn man Talente besitzt.



Die kleine lebendige Bibliothek.

Ein Fehler, der uns nicht blos lächerlich macht, sondern auch unversöhnliche Feinde uns zuzieht, ist die Pedanterie. Nichts ist so ekelhaft und so gefährlich, als die Thorheit, alle Augenblicke zu citiren, Alles verstehen zu wollen, über Alles abzusprechen, und sich zum Beurtheiler aller neuen Produkte der Literatur oder der Kunst aufzuwerfen. Wenn dieser Fehler schon an klugen Männern mißfällt, so wird er vollends unerträglich bei Frauenzimmern, schadet ihrer Bescheidenheit, ihrer Sanftmuth und selbst ihrem Geiste, denn er verleitet sie zu einer Anmaßung, zu einem Schwulst, die sie wahren Gelehrten zum Spott, und in der Gesellschaft zur Fabel und Geißel machen. Melanie, die Tochter des Herrn von St. Lambert, eines nicht unbeliebten Schriftstellers, besaß ein außerordentliches Gedächtniß. Sie brauchte ein Buch nur zwei- oder dreimal zu lesen, um Stellen daraus zu citiren, die Seitenzahl derselben zu bestimmen, oder auch die Druckfehler anzudeuten. Eine Geschichte, oder sonst ein wissenschaftliches Buch, durchblätterte sie oft nur und prägte dennoch den Inhalt mit Leichtigkeit in ihr Gedächtniß. War sie im Schauspiel gewesen, so wußte sie, wenn sie heim kam, eine Menge einzelner Verse und ganze Stellen auswendig. Hatte sie einer akademischen Sitzung beigewohnt, so erzählte und beurtheilte sie der Reihe nach, was gelesen und besprochen worden. Mit einem Worte,

troß ihrer Jugend konnte man sie eine kleine lebendige Bibliothek nennen, bei der man selten vergebens anklopfte, und an welcher lange Zeit ihr Vater große Freude hatte. Da er selbst von Natur, auch oft aus Uebermaß der Arbeit, zerstreut war, so kannte er kein grösseres Vergnügen, als seine Tochter, wegen irgend einer historischen Epoche, oder einer Stelle in einem alten oder neuern Schriftsteller, zu Rathe zu ziehen, sich von ihr nachhelfen zu lassen; dadurch meinte er zugleich, ihr Gedächtniß immer mehr und mehr zu stärken, und ihren Geschmack zu bilden.

Melanie, die ihren Vater für den ersten Schriftsteller auf Gottes Erdboden hielt, gab sich alle Mühe, seinen Wünschen zu entsprechen. Von seinen Schriften sprach sie, als von lauter Meisterwerken, in denen kein Fehler zu finden sei. Wenn eines seiner Stücke aufgeführt wurde, und sie etwa, bei der Vorstellung, neben einem geschmackvollen Kritiker zu sitzen kam, der dies und jenes daran tadelte, so disputirte sie heftig dagegen und konnte sogar unartig werden. Das hätte man allenfalls noch für eine sehr verzeihliche Verblendung der kindlichen Liebe halten mögen; allein sie trieb es so weit, Alles, was er nicht geschrieben hatte, für schlecht zu erklären, und, wenn andere Schauspiele als die seinigen mit Beifall aufgenommen wurden, zu behaupten, das sei blos die Wirkung einer Kabale, sie könnten und würden sich nicht auf der Bühne erhalten, und kurz, ihres Vaters Produkte allein waren die Zierde

des Jahrhunderts und der Ruhm der französischen Bühne. Diese lächerlichen Grossprechereien, die sie sich wohl in Acht nahm, in ihres Vaters Gegenwart laut werden zu lassen, entfernten nach und nach von St. Lambert selbst seine treuesten Freunde. Vergebens war seine Freimüthigkeit, seine Bescheidenheit ihnen bekannt; sie konnten sich doch nicht vorstellen, daß alle die beißenden Anmerkungen, welche Melanie über neue Stücke machte, nicht das Echo seiner Urtheile wären. Man fing an, ihn für falsch und neidisch zu halten, und er verlor, ohne es zu wissen, mit jedem Tage, was ihm so theuer war, die Achtung und Freundschaft derjenigen, die zugleich mit ihm um den Kranz des Verdienstes rangen. Er wußte nicht, wie er deren Kälte sich erklären sollte, und beklagte sich darüber gegen Einige derselben. Die Meisten wichen einer bestimmten Antwort aus und versicherten, er irre sich. Nur Einer hatte den Muth, ihm zu sagen, daß Melanie, die man für sein treues Echo halte, ihm durch beißende Kritiken über Alles, was nicht von ihm herrühre, die Herzen entwende.

Diese Entdeckung überraschte und betrübte St. Lambert, fesselte ihn aber noch inniger an den wackern Mann, dessen Freimüthigkeit er sie verdankte. Er beschloß, jenen Unheil stiftenden Hang seiner Tochter zu zerstören, aber unvermerkt, und vor allen Dingen, ohne ihr Verweise zu geben; ein Mittel, dessen er sich nie bediente. Er fing

damit an, sich im Schauspiel nie von ihr zu trennen, und, an ihrer Seite, immer zuerst alles Schöne zu beklatschen, alles Mangelhafte zu entschuldigen, und so lehrte er seiner Tochter nach und nach jene Toleranz, welche allein das Genie entwickelt und das Talent vervollkommt. Er ließ sie fühlen, daß es sehr leicht ist, über ein Werk abzusprechen, welches seinem Verfasser unendliche Mühe gekostet, und daß man, bei näherem Eindringen in dasselbe, ein übereiltes Urtheil oft zurück nehmen muß. Eine Begebenheit, die für einen Theaterdichter fast unvermeidlich ist, fügte das Beispiel zu der Lehre, und lieferte Melanien den Beweis, daß auch der Erfahrenste sich leicht verirren kann.

Ein neues Stück von St. Lambert in fünf Akten und in Versen sollte nächstens auf dem Theatre français gespielt werden. Er hoffte große Wirkung davon. Es war ein Charakter-Gemälde, zu dem Melanie selbst den Stoff geliefert, den sie aus einer alten Anekdoten-Sammlung geschöpft hatte. Von den Schauspielern war es einstimmig angenommen, sogleich einstudirt, und noch bei den Proben bis in den Himmel erhoben worden. Melanie sah schon im Geiste ihren Vater öffentlich gekrönt und als Mitglied der Akademie. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen drückte Stolz und Freude aus. Alle seine Freunde, oder die sich so nannten, holten Billets, um das Stück gegen jede Kabale aufrecht zu erhalten, durch

welche der Neid so oft dem Manne von Verdienst die Frucht seiner Arbeit und seinen süßesten Lohn raubt.

Melanie, die ihres Vaters Triumph für unbezweifelt hielt, theilte selbst die Billets aus, und zwar mit einer Art, die zu sagen schien, es gibt hier nichts in Schutz zu nehmen, sondern nur zu beklatschen. St. Lambert selbst theilte diese Zuversicht nicht. Er kannte das launenhafte, aber strenge Publikum.

Es schlug sechs Uhr, und sorgfältig geputzt, mit einem von Freude strahlenden Antlitz, ging Melanie mit ihrem Vater in das Theatre français, und war noch obendrein so unbesonnen, sich in der Loge vorn an zu setzen, damit das ganze Publikum sie sehen und ihr Glück wünschen könnte. Der Vorhang rollte auf. Der erste Akt gefiel allgemein; auch der zweite. St. Lambert schmeichelte sich nun selbst mit angenehmen Hoffnungen, und seine Tochter bog sich noch weiter aus der Loge, bewegte mit vieler Grazie einen Blumenstrauß hin und her, schwatzte so laut, daß alle Umstehenden sie hören konnten, erzählte, daß sie die Tochter des Verfassers sei, daß sie selber den Stoff zu dem Stücke geliefert habe, mischte in ihr Geschwätz manchen Vers berühmter Dichter, und kramte mit großem Wohlgefallen Alles aus, was sie wußte. Der dritte Akt begann, die Klippe so manches Dichters. Der Knoten schlang sich fester. Allein das Publikum nahm diesen Akt nicht so freundlich auf, als die beiden ersten. Die rauschen-

den Beifallszeichen verloren sich. Eine allgemeine Stille herrschte. Bald entstand ein Gemurmel, und endlich ließen sich Pfeifen hören. Der vierte Akt war noch stürmischer. In der Mitte des fünften mußte der Vorhang herunter gelassen werden, und das Stück war förmlich gefallen. Melanie glaubte zu träumen. Anfangs schrie sie über Kabale, Neid, Ungerechtigkeit, allein die Mißbilligung vieler Zuschauer von Geschmack und Kenntnissen, die sie umringten, brachte sie zum Schweigen. Mit erblaßten Wangen zog sie sich tief in die Loge zurück, und zerzupfte ihren Blumenstrauß. Als Jedermann das Schauspielhaus verlassen hatte, suchte sie ihren Vater auf, warf sich weinend in dessen Arme, und rief: »hat man jemals eine abscheulichere Kabale gesehen!»

»In der That,« antwortete St. Lambert mit Ruhe und Ergebung, »ich habe eine ziemlich hartnäckige Kabale bemerkt, nämlich die, welche ein schlechtes Stück gegen das gerechte Urtheil eines aufgeklärten Publikums in Schutz nehmen wollte.»

Melanie verstummte. Eigenes Nachdenken über diese Begebenheit belehrte sie, daß oft eine vorgefaßte, uns schmeichelnde Meinung himmelweit davon entfernt ist, allgemeinen Beifall zu erhalten. Indessen erlosch dadurch ihre Neigung zum Studiren nicht. Sie trug sich mit dem Gedanken, einst selbst als Schriftstellerin aufzutreten. Ihre Thorheit, immer zu citiren, nahm zu, und erwarb ihr

täglich häufiger den Beinamen einer kleinen, lebendigen Bibliothek.

Ein anderes, leider ziemlich seltenes Ereigniß unter Schriftstellern, versetzte ihrem Stolze eine neue Wunde, und bewies ihr, daß das erste aller Talente darin besteht, eigenen Werth nach Gebühr zu schätzen. Durch den Tod eines berühmten Gelehrten wurde ein Platz in der französischen Akademie erledigt, und viele Männer von Verdienst buhlten um denselben. Selbst diejenigen, die etwa kaum durch eine Oper oder ein Gedichtchen, oder gar nur durch bouts-rimés bekannt waren, hatten die Kühnheit, sich zu Mitbewerbern aufzuwerfen, trabten vom frühen Morgen an durch die Straßen von Paris, belagerten die Thüren der Akademisten, schlüpften in alle Gesellschaften, wo sie deren anzutreffen vermutheten, kurz, verschmähten keinen Schleifweg, um das große Ziel zu erreichen: Andere prunkten mit Titeln und Reichthum, bildeten sich ein, die Stimmen zu erkaufen, oder durch ihr Ansehen zu erzwingen. Die ganze Gelehrten-Republik war in Bewegung.

St. Lambert, obgleich er auch wohl einige Rechte geltend machen konnte, wollte doch keinen Schritt thun. Das böse Geschick seines letzten Werkes war noch in zu frischem Andenken. Er wußte, daß der letzte Eindruck immer der stärkste ist, und daß das Publikum die ältern, gelungenen Arbeiten gegen die neueste mißlungene selten

in Anschlag bringt. Er enthielt sich folglich aller Versuche, obgleich Melanie ihm mit Ungestüm zuredete, nach einer, ihrer Meinung zufolge, so wohl verdienten Ehre zu trachten. »Ich war immer so stolz darauf, deine Tochter zu sein,« sagte sie, »warum willst du mir diese Freude nicht gewähren?« Dabei citirte sie nach ihrer Gewohnheit, um ihrem Vater zu beweisen, daß von jeher die berühmtesten Männer die Ehre, Mitglieder der Akademie zu werden, eifrig gesucht hätten. Allein er blieb unbeweglich, und als er vollends erfuhr, daß derselbe redliche Freund, der ihm über Melanie die Augen geöffnet, nach dem erledigten und von ihm wohlverdienten Platze strebe, daß er der damit verbundenen Einkünfte zum Unterhalt seiner Familie bedürfe, da wandte er seinen ganzen Kredit an, um für ihn die Stimmen zu vereinigen, und war so glücklich, zu dessen Ernennung beizutragen; ein Benehmen, das ihm Ruhm und viele Freunde erwarb, vor Allen den neuen Akademisten für immer an ihn fesselte. Nur Melanie konnte nicht verschmerzen, daß ihr Vater sich nicht unter die Mitbewerber gestellt, denn sie war überzeugt, alle Stimmen würden ihm augenblicklich zugefallen sein. Welch ein Triumph wäre das für sie gewesen! und wie hätte sie dann mit desto größerer Zuversicht alle neuen Werke kritisiren können. Die Tochter eines Akademisten, wer würde es gewagt haben, ihr zu widersprechen? — Aber was war zu thun? man mußte sich darein ergeben, und noch obendrein sich stellen, als ob man die neue Wahl billige.

An dem Tage der Aufnahme seines Freundes kündigte St. Lambert seiner Tochter an, daß er zwei Einlaß-Billets erhalten, und daß er sie hinführen werde. Das vernahm sie mit Freude, denn es gab ihr erwünschte Gelegenheit, durch ihre Weisheit zu glänzen, und wirklich zeichnete sie an diesem Tage sich als die vollkommenste Pedantin aus. Die Citationen und Fragmente aus den besten Dichtern strömten von ihren Lippen. Selbst Verse aus Horaz und Virgil sagte sie her, ob sie gleich gar kein Latein verstand, aber sie hatte die französische Uebersetzung studirt, und wollte nun dafür gelten, auch diese Sprache zu verstehen. Oft, wenn ihr Vater, oder dessen Freunde, einige Worte Latein in das Gespräch mischten, fing sie mit ihrem glücklichen Gedächtniß sie auf, ließ sich den Sinn derselben erklären, und brachte sie dann gelegentlich an. St. Lambert hatte davon nichts gewußt, und erstaunte nicht wenig, als er in der akademischen Sitzung Melanien einige Horazische Verse sehr richtig hersagen hörte. Alle Umstehenden glaubten, sie sei der alten Sprachen mächtig, und der stolze Ernst, mit dem sie in diesem Augenblicke um sich schaute, beförderte die Täuschung noch mehr. Ihr Vater konnte kaum das Lachen verbeißen. Er stellte sich, als hörte er es nicht, beschloß aber im Stillen, sie von dieser Thorheit zu heilen. Noch an demselben Tage fand sich Gelegenheit dazu. Die Rede des Neuaufgenommenen hatte, so wie auf alle Zuhörer, einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und mehrere lateinische Citate waren

ihr im Gedächtniß geblieben, um deren Erklärung sie zu Hause ihren Vater ersuchte. Der Wunsch, diese zu erhalten, lag der kleinen lebendigen Bibliothek um so mehr am Herzen, da sie mit St. Lambert bei dem Neuaufgenommenen zu Mittag speisen sollte, und folglich die Veranlassung nicht fehlen konnte, sie geschickt wieder anzubringen. Sie ahnete nicht, daß der kluge Vater sie durchschaute. Er hub ein pomphaftes Gespräch über den hohen Werth der Gelehrsamkeit an, die oft den Geringsten dem Mächtigsten gleich stelle. Melanie verschlang jedes seiner Worte. »Ja,« deklamirte er, »nur Weisheit und Talente erheben den Menschen! und wie Cicero in seiner Ars poetica ganz richtig bemerkt — doch ich vergesse, daß du kein Latein verstehst.« »Das hat nichts zu bedeuten,« antwortete Melanie. »Was große Männer des Alterthums gesagt haben, präge ich für mein Leben gern mir in's Gedächtniß.«

»Nun wohl,« erwiederte St. Lambert, »Cicero sagt: Stulta sum deridicula, das heißt, Gelehrsamkeit gibt das Recht, über Alles zu lachen.« »Vortrefflich!« rief Melanie, und wiederholte mehrere Male des Vaters Worte. »Es ist so wahr und so gut gesagt! o ich bitte dich, übersetze mir die Stelle noch einmal Wort für Wort.« Sehr ernsthaft hub der Vater an: Stulta, die Gelehrsamkeit, sum, gibt, cula, das Recht, deridi, über Alles zu lachen.« »Das werde ich nie vergessen,« frohlockte Me-

lanie, und machte den Plan, wenn ihr Vater ihr nur erlauben wolle, lateinisch zu lernen, bald Cicero's ganze Ars poetica auswendig zu wissen. Indessen war die Stunde zum Mittagsessen heran gerückt, und St. Lambert begab sich mit seiner Tochter in die Gesellschaft, wo sie die ausgezeichnetsten Gelehrten versammelt fanden. Auch viele schöne und bescheidene Damen verschönerten das Fest. Melanie saß zwischen zwei ehrwürdigen Greissen, deren Namen zu den berühmtesten gezählt wurden. Der Eine, zu ihrer Rechten, war trotz seines Alters noch sehr lebhaft und von der muntersten Laune; der Andere, zu ihrer Linken, sehr ernst und finster. Es währte nicht lange, so fing Melanie an, ihre Kenntnisse auszukramen, und wacker zu citiren, wodurch sie Anfangs in der That das Erstaunen ihrer beiden Nachbarn erregte, die sie für sehr gelehrt hielten. Das kitzelte die Eitle. Die Verwunderung so gelehrter Männer gewährte ihr einen unbeschreiblich süßen Genuß, und durch diesen verleitet, verirrte sie sich in Materien, denen sie nicht gewachsen war. Die lächerlichsten Aeußerungen entschlüpften ihr; man bemerkte bald, daß ihre ganze Weisheit nur Gedächtnißwerk, und daß sie, mit einem Worte, nur eine Pedantin sei, deren Blöße man sehr leicht aufdecken könne. Der muntere liebenswürdige Alte zu ihrer Rechten wollte sie gegen die Pfeile, die jetzt von allen Seiten auf sie abgedrückt wurden, in Schutz nehmen, aber ein verstohlener Wink St. Lamberts machte ihm begreiflich, daß der

Vater selber nicht allein die Spöttereien über seine kleine lebendige Bibliothek nicht übel nehme, sondern, daß er sogar wünschte, sie verdienter Maßen gezüchtigt zu sehen.

Der finstere Alte zur Linken war sogleich bereit, des Vaters Absichten zu unterstützen. Er unterhielt Melanien, indem er sich stellte, als ob er sie bewundere, mit allerlei Schwulst, den sie begierig verschlang, und sich einbildete, ihr sei es gelungen, die Stirn des Greises zu entrunzeln. Nun fing sie auch an, sich mitunter lateinisch vernehmen zu lassen, radebrechte manche Stelle, zweifelte aber nicht, daß sie alle Zuhörer dadurch in Erstaunen setze. Sehr geschickt lenkte sie das Gespräch auf die großen Vortheile, welche die Gelehrsamkeit gewährt, wiederholte alle, von ihrem Vater aufgeschnappte Phrasen, versicherte, daß durch sie der Geringste dem Mächtigsten gleich werde, und — fügte sie die Stimme erhebend hinzu — »wie Cicero sehr richtig bemerkt: Stulta sum deridicula.«

Alle, die lateinisch verstanden, sahen sie bei diesen Worten mit großen Augen an, und bissen sich auf die Zungen, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Melanie hielt dies allgemeine Schweigen für eine Wirkung der eingeflößten Bewunderung. »Sie haben diese Stelle im Cicero gelesen?« fragte der Alte zur Linken. »Ja, mein Herr.« »Und wo?« »In seiner Ars poetica.«

Der Alte mußte, wie die übrigen, auf seine Zunge beißen, allein Melanie fuhr wie ein Professor fort: »Ich versichere Sie, meine Herren, die Stelle ist in Cicero's Ars poetica befindlich, und zwar da, wo er sich in das Lob der Gelehrsamkeit ergießt: Stulta sum deridicula, sie gibt das Recht, über Alles zu lachen.« „Sollte das auch ganz richtig übersetzt sein?“ fragte lächelnd der Alte zur Linken. »O gewiß!« erwiederte Melanie mit Zuversicht: »Stulta, die Gelehrsamkeit, sum, gibt, cula, das Recht, deridi, über Alles zu lachen.« — Nun konnten die sämmtlichen Gäste und ihr Vater selbst sich nicht länger halten. Der Speisesaal ertönte von einem schallenden Gelächter. Sie meinte anfangs, sie habe irgend ein Wort versetzt, und wiederholte ihren Spruch noch einmal, und mußte dasselbe Gelächter annehmen.

»Ich weiß doch in der That nicht,« sagte sie, »was Ihnen dabei so lächerlich vorkommt? es ist einer von Cicero's schönsten Sprüchen, den ich hiermit zu meinem Denkspruch für immer wähle.« »Das wäre Schade,« meinte der gute Alte zur Rechten. »Ich befürchte es fast,« fügte der finstere Nachbar zur Linken hinzu. »Merken Sie denn gar nicht, daß man seit einer halben Stunde Sie verspottet? Ich will Ihnen das Sprüchlein übersetzen: Sum, ich bin, stulta, eine Närrin, deridicula, eine sehr lächerliche Närrin.« »Wär' es möglich!« stammelte Melanie. »Belieben Sie nur Alle die zu fragen, die lateinisch verstehen.«

»Wie, mein Vater, wär' es möglich?« »Ja, meine Tochter, es ist so,« antwortete St. Lambert mit Festigkeit, und indem er sie mit einem strengen Blicke durchbohrte. Melanie verstummte. Sie begriff ihres Vaters heilsamen Zweck bei dieser freilich bittern Lehre. Sie sah endlich ein, daß Ansprüche auf Gelehrsamkeit, und besonders die Albernheit, beständig zu citiren, einem Frauenzimmer nicht gezieme, und daß, wenn hie und da Eines derselben durch Hang zum Studiren und männliche Anstrengung wirklich eine Gelehrte geworden, es gerade ihre vornehmste Sorge sein muß, es der ganzen Welt zu verbergen.



Der Dragoner von Vincennes.

Vielwisserei mißfällt an Frauenzimmern, aber noch mehr empört an Männern Unwissenheit und Rohheit. Die Natur hat jedem Geschlecht zugetheilt, was ihm geziemt, hat jedem seine Bahn und seine Grenzen vorgezeichnet. Die schönste Zierde der Schönheit ist Bescheidenheit, und selbst eine gewisse Schüchternheit schmückt die erste Jugend. Francastel, ein vormaliger Ingenieur-Offizier, war, nach einer zehnjährigen Abwesenheit von seiner Familie, von weiten Reisen über's Meer zurück gekommen, und bewohnte seit Kurzem ein schönes Landhaus nahe bei dem Schloß Vincennes, wo er, im Wohlstande, die Früchte seiner langen Dienste genoß, und die Erziehungsfehler seiner einzigen Tochter Cornelie zu verbessern strebte, denn bis jetzt zeigte sie sich seines Namens noch nicht würdig. Freilich war ihre Mutter kurz nach des Vaters Abreise gestorben, und sie im vierten Jahre der Frau eines Schloßwächters von Vincennes anvertraut, also gleichsam in einer Wachstube erzogen, und von Kindheit auf an einen so rauhen Ton, so seltsame Ausdrücke gewöhnt worden, daß Francastel, trotz der sorgfältigsten Bemühungen, diese ersten Eindrücke nicht vertilgen konnte. Sie schleppte die schwersten Dinge, zankte sich weidlich mit den Kindern im Dorfe, boxte sich mit ihnen, kam ohne Kopfzeug, mit beschmutzten, zerrissenen Kleidern nach Hause, kletterte auf steile Felsen, auf Mauern und hohe

Bäume, um wilde Früchte zu naschen oder Vogelnester auszunehmen; holte Dünger aus dem Viehstalle, trug ihn in den Garten, arbeitete dort mit Schaufel und Hacke, zertrat und zerhackte auch wohl was ihr in den Wurf kam, fütterte die Pferde selber, schwang sich ohne Sattel darauf, ritt in vollem Galopp jauchzend durch das Dorf, und erlangte auf diese Weise den Beinamen: Dragoner von Vincennes.

Oft leuchteten jedoch, mitten durch diese Rohheit, die angebornen Eigenschaften ihres Herzens hervor, und erwarben ihr Verzeihung für jene. Wenn es Streit im Dorfe gab, so mischte sie sich stets darein, stand aber immer dem Schwächern bei, und gewöhnlich stiftete sie Versöhnung. Armen, Kranken oder Verstümmelten, die nicht arbeiten konnten, trug sie alles zu, und beraubte sich nicht selten ihrer eigenen Kleider um den Dürftigen damit zu bedecken, oder eine Wunde zu verbinden. Gewöhnlich sah man sie in Mannskleidung oder in Amazonentracht, mit der Jagdflinte in der Hand, der Waidtasche auf dem Rücken, und wenn sie, so heraus staffirt, einen Wagen antraf, der in einem tiefen Gleise steckte, so half sie schieben und heben, auf die Gefahr, sich vom Kopfe bis zum Fuße zu besudeln, sich die Hände zu schinden oder den Arm zu quetschen. Hatte ein junger Hirt in dem unermeßlichen Wald von Vincennes etwa ein Lamm verloren, so durchstrich sie den Wald, den sie besser kannte als irgend Jemand, und ruhte nicht

eher, bis sie das Verlorne gefunden hatte. Kurz, sie war eine unbegreifliche Mischung von Sanftmuth und Rohheit, von Geduld und Lebhaftigkeit. Ihre Sprache, ihre Manieren stießen zurück, ihre Güte, ihre Offenheit und Dienstfertigkeit gewannen alle Herzen. Sie war schön, obgleich von der Sonne gebräunt, und besonders nahmen ihre Züge ein, weil ihr Herz in ihnen sich abdrückte. Ein schlanker, majestätischer Wuchs zeichnete sie aus. Durch Uebung hatte sie ihre Kräfte so vermehrt, daß sie kaum der Kindheit entwachsen, schon völlig ausgebildet schien. Francastel gab sich vergebens alle Mühe, den seltsamen Charakter zu bezähmen, der sich mit ihrem Geschlechte so wenig vertrug.

Er brachte sie in die besten Erziehungs-Institute von Paris, aber sie kletterte über die Gartenmauer und lief nach Vincennes zurück. Er gab ihr eine ehrwürdige Gouvernante, aber Cornelie machte sich lustig über sie, und wußte sich beständig deren Wachsamkeit zu entziehen. Ließ man einen Bedienten ihr von weitem folgen, so machte sie sich den Spaß, ihn im Walde irre zu führen, bis er athemlos nicht weiter konnte, und sie aus den Augen verlor.

Jagen, graben, laufen, springen, reiten, und überall sich einfinden, wo die Armuth ihrer bedurfte, das waren die täglichen Beschäftigungen des Dragoners von Vincennes — Nähen, stricken, tanzen, musiciren, und besonders der mindeste Anschein von Studiren, waren ihr eine

unerträgliche Qual, und so befand sie sich, beim Eintritt in ihr fünfzehntes Jahr, noch völlig unwissend, ja sie konnte nicht einmal lesen. Francastel, von der Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen und väterlichen Warnungen überzeugt, beschloß, ihre Aenderung nun von der Zeit und ihrer eigenen Ueberlegung zu erwarten. Er stellte sich, als wolle er sie ganz sich selbst überlassen, und als lache er herzlich mit über ihre wilden Streiche. Der Zufall, der oft mehr bewirkt, als die am besten berechneten Entwürfe, kam ihm zu Hilfe, und verschaffte ihm Gelegenheit, die Soldatensitten seiner Tochter mit Vortheil zu bekämpfen.

Das Schloß von Vincennes war seit mehreren Monaten wieder ein Staatsgefängniß geworden. Eines Abends, als Cornelie von der Jagd zurückkam, und in ihrer Waidtasche Hasen, Wachteln und Rebhühner trug, wurde sie, am Fuße des großen Thurmes, an dem sie vorüber ging, ein Körbchen gewahr, welches zwischen den eisernen Stäben eines Fensters, längst der Mauer an einem Bande herab gelassen wurde, das aus vielen kleinen zusammen geknüpften Streifen von Leinwand bestand. Sie stutzt, wartet bis sie das Körbchen erreichen kann, schaut hinein, und findet ein Billet, dessen sie sich begierig bemächtigt.

»Vermuthlich,« sagte sie, »erwartet man irgend einen Dienst, oder man wünscht Jemanden irgend eine wichtige Nachricht mitzutheilen. — Sapperment! wer doch lesen

könnte! — pfui, schäme dich! du bist so alt, die Tochter eines Ingenieur-Hauptmanns, und kannst noch nicht einmal lesen. Wer weiß, ob der unglückliche Gefangene, der meines Beistandes bedarf, nicht gerade nur diese einzige Minute sein nennen darf? — Sapperment! warum kann ich nicht lesen!» — Gar zu gern hätte sie Hilfe geleistet. Aber so viel begriff sie wohl, daß es gefährlich sein würde, den ersten besten zum Vertrauten ihres Abenteuers zu machen, und sie beschloß, Niemanden als ihren Vater das Billet lesen zu lassen. Hastig lief sie zu ihm, erzählte was ihr begegnet, und lieferte das Billet ihm aus. Es enthielt blos die Zeilen:

»Darf ein alter General hoffen, daß Sie den Muth haben werden, ihm einen Dienst zu erzeigen?» — »Sapperment ja! ich werde den Muth haben!» rief Cornelie dazwischen. »Antworten Sie mir, ich bitte flehentlich, am Rande dieses Billets, und, zum Signal, zupfen Sie leise an dem Körbchen, das Ihre Antwort mir bringen wird.» »Vater, schreib flugs in meinem Namen: Sie können auf mich zählen.» »Halt! halt, meine Tochter! einen Augenblick Ueberlegung. Unglücklichen beistehen, ist ohne Zweifel eine heilige Pflicht; aber mit einem Staatsgefangenen sich einlassen, ohne zu wissen, wer er ist, was er vorhat, was er begehrt —»

»Ei was kümmert's mich? er bedarf meiner, es ist die Rede von einem wichtigen Dienste, wer kann da wider-

stehen? Denke dir, Vater, du wärest an der Stelle dieses Generals, wie schmerzlich würde eine abschlägige Antwort dich kränken. Verhindere mich nicht, Gutes zu thun. Antworte geschwind, ich bitte dich. Verdammt! daß ich auch weder lesen noch schreiben kann!»

Francastel, durch die großmüthige Hitze seiner Tochter verleitet, und über einem Entwurfe brütend, dessen Ausführung den stärksten Eindruck auf sie machen sollte, schrieb die von ihr begehrten Worte an den Rand des Billets, und Cornelie lief sich außer Athem zu dem Thurme, zupfte an dem Körbchen, nachdem sie das Billet hinein gelegt, sah es aufsteigen, und wenige Augenblicke nachher wieder herunter kommen. Diesmal lag ein Packet unter fliegendem Petschaft darin, welches Cornelie abermals ihrem Vater brachte. Von außen standen die Worte darauf: Lesen Sie es, und der Himmel vergelte Ihnen! Francastel öffnete das Packet. Es enthielt ein Miniatur-Portrait eines ehrwürdigen Greises in Generals-Uniform und einen Brief, der also lautete:

»Meine geliebte Tochter! Einer unserer Gefangenen hat so eben dieses Portrait vollendet, welches ich bei unserer ersten Zusammenkunft dir zustellen wollte. Da aber deine Krankheit mich so lange des Glückes dich zu sehen beraubt, so habe ich versuchen wollen, es dir zu deinem Geburtstag zu übersenden. Möchte meine Hoffnung mich nicht täuschen!

Das Mittel, dessen ich mich bediene, ist ein halbes Wunder. So scharf diese Festung auch bewacht wird, so wird sie doch bisweilen von Schutzengeln der Unglücklichen umschwebt, und Einer dieser Engel will bei dir mein Dolmetscher sein. Segne ihn wie ich ihn segne. Küsse deinen alten Vater in diesem Bilde. Höre nicht auf, ihn zu lieben. Fasse Muth, und glaube, daß unter einem gerechten Monarchen die Unschuld früh oder spät über die Verleumdung triumphirt. Der General S**.« Nachschrift: »Ich habe keine Bücher, keine Blumen, keine Früchte mehr.« Die Adresse war: an die Gräfin von **, in der Straße St. Dominique, Nr. 14.

»Ich schwinge mich sogleich zu Pferde und sprenge hin,« rief Cornelie. »Sachte, sachte, meine Tochter! bedenke, daß eine einzige Uebereilung deinen Schützling und uns obendrein in's Verderben stürzen kann. Ich kenne deine Unbesonnenheit. Zu dieser Gräfin, deren Namen wir noch nicht einmal wissen, muß man mit Vorsicht zu gelangen suchen; man muß ihr Zartgefühl schonen. Nur ich übernehme diese Botschaft.« »Daran erkenne ich dich,« erwiederte Cornelie und bedeckte ihn mit Küssen. »Geh, geh, mein guter Vater, bringe der Tochter meines lieben Gefangenen Frieden und Gesundheit; ich will ihn indessen mit Allem versorgen, was er bedarf.«

Francastel begab sich auf den Weg nach Paris, und Cornelie lief in den Garten, pflückte die schönsten Blu-

men und Früchte, that mehrere Bücher aus ihres Vaters Bibliothek hinzu, lief zum Thurme, und ließ das Körbchen, mit ihren Gaben belastet, mehr als Einmal hinauf steigen. Aber da die Unwissenheit des Dragoners von Vincennes der Güte seines Herzens gleich kam, so fand der arme Gefangene zu seiner Unterhaltung keine anderen Bücher, als eine Abhandlung von der Wapenkunde und ein paar alte Kalender. Cornelie hatte die ersten Bücher ergriffen, die ihr in die Hände fielen.

Der General erstaunte. Er glaubte Anfangs, man wolle seiner spotten, und fing an zu fürchten, er habe sein Vertrauen übel an den Mann gebracht. Wenn er aber wieder die schönen Früchte und Blumen betrachtete, so konnte er doch nicht zweifeln, daß man es gut mit ihm meine. Cornelie war überzeugt, ihre Sachen vortrefflich gemacht zu haben, und trollte sehr zufrieden nach Hause. Francastel kehrte zurück und theilte mit seiner Tochter die rührende Freude, welche er eingeflößt und mit empfunden, die Segnungen, mit welchen er überschüttet worden. Er brachte dem alten General einen Brief, den Cornelie am andern Abend zur gewohnten Stunde bestellen, und mit einem neuen Geschenk von Blumen und Früchten begleiten wollte. Francastel hatte während seiner Abwesenheit den Entwurf in's Reine gebracht, wie er Cornelien das, wodurch ihr Geschlecht so sehr geziert wird, Sanftmuth und geziemendes Betragen, einflößen

wollte. Als ein alter verdienter Offizier gehörte er zu dem gesellschaftlichen Zirkel des Gouverneurs von Vincennes. Er nahm die Zeit wahr, wo Cornelie zu dem Thurme ging, um den Gouverneur zu bitten, daß er seine väterlichen Absichten unterstützen wolle. Welcher Anstrengungen, welcher Opfer wäre ein Vaterherz unfähig! Cornelie hatte indessen ihren Auftrag ausgerichtet und kehrte lustig heim. Unter dem Arme trug sie fünf bis sechs Bücher, die der Gefangene mit folgendem Billet herab gelassen hatte: »Ich gebe Ihnen Ihre Bücher zurück. Ich bin schon zu alt, um die Wapenkunde noch zu studiren, und in alten Kalendern finde ich nur die glücklichen Tage, die mir entflohen sind.« Francastel, nachdem er das Billet gelesen, warf einen Blick auf die Bücher, lachte aus vollem Halse, und erklärte Cornelien ihren Mißgriff. »Wie!« sagte sie, erröthend vor Aerger und Scham, »ich habe dem ehrwürdigen Greise alte Kalender geschickt? er muß geglaubt haben, ich wolle seiner im Unglück spotten! Sapperment! warum kann ich denn nicht lesen!«

»Ich bin nicht Schuld daran,« antwortete Francastel sehr ernst, »ich habe Alles gethan, was Geduld und väterliche Zärtlichkeit nur einflößen können, um dich der schimpflichen Unwissenheit zu entreißen.«

»Sei nicht böse, Väterchen,« erwiederte Cornelie, »man weiß wohl, daß du dir nichts vorzuwerfen hast. Es

ist peinlich für dich und empörend für Jedermann; ich fange an das einzusehen. Ach! wenn ich die verlorne Zeit wieder einbringen könnte! wenn mein Köpfchen nur Einmal unter der Herrschaft meines Herzens stünde.» Sie sprach diese Worte mit so vieler Wärme und Treuherzigkeit, daß ihr Vater die günstigsten Vorbedeutungen daraus zog. Am andern Morgen beim Frühstück knüpfte er das Gespräch wieder an, und schilderte die Vortheile einer guten Erziehung, die Eigenschaften, die ein Frauenzimmer liebenswürdig machen, als plötzlich der Gouverneur mit finsterer geheimnißvoller Miene herein trat, und insgeheim mit Vater und Tochter zu sprechen begehrte. Man verschloß die Thüren, und nun erklärte der Gouverneur, es thue ihm leid, ihnen die Befehle mittheilen zu müssen, die er so eben empfangen habe. Er zog ein Papier aus der Tasche, welches er Francastel überreichte, der den Erschrockenen spielte und Folgendes las: »Da wir in Erfahrung gebracht haben, daß der Hauptmann Francastel, zuwider dem Verbot mit den Staatsgefangenen von Vincennes die geringste Gemeinschaft zu haben, geheime Briefe nach Paris bestellt, und die Antworten abliefert, letzteres durch Demoiselle Cornelie Francastel, seine Tochter, die noch gestern Abend am Fuße des großen Thurmes gesehen worden, wie sie mehrere Effekten in einem Korbe hinauf ziehen lassen; so befehlen wir dem Gouverneur von Vincennes, sich dieser beiden Personen zu bemächtigen, sie in die Festung zu sperren und verbor-

gen zu halten, bis zu strenger Untersuchung. Der Kriegsminister.»

»Ist es denn ein Verbrechen,« rief Cornelie mit funkelnden Augen, »einem ehrwürdigen Greise beizustehen? ein Schlachtopfer der Verleumdung in Schutz zu nehmen? — Uebrigens bin ich allein die Strafbare, und mein Vater kann nicht entgelten, was nur ich gethan habe, und jeden Augenblick wieder thun würde.« »Wozu würde es dienen, wenn wir läugnen wollten, daß ich dein Mitschuldiger bin?« sagte Francastel mit verstellter Resignation. »Dem wachsamen Auge der Regierung entgeht nichts. Es ist nur zu wahr, daß ich Brief und Portrait selbst nach Paris gebracht. Ich habe gefehlt, und werde meine Strafe mit dem Muthe eines alten Soldaten zu tragen wissen. Herr Gouverneur, ich bin bereit, Ihnen zu folgen.» »Du, mein Vater, in's Gefängniß? ich sollte das leiden? — Sapperment! wenn ich einen Säbel erwische —» »Keine Widersetzlichkeit, Mademoiselle,« unterbrach sie der Gouverneur, »oder Sie würden mich nöthigen, Gewalt zu brauchen, und ein Aufsehen zu erregen, welches zu vermeiden ich Ihnen so eben einen Vorschlag thun wollte.«

»Welchen?« fragte Francastel. »Es wird Ihnen leicht werden, eine Reise vorzuwenden, als hätten Sie Befehl erhalten, einige Festungen zu untersuchen; Sie

nehmen Ihre Tochter mit, Sie reisen wirklich vor den Augen von ganz Vincennes ab; in Paris machen Sie Halt, und diese Nacht, punkt eilf Uhr, kommen Sie auf's Schloß, wo ich Sie beide erwarte. Ich vertraue Ihrer Rechtlichkeit, und Sie sind bis dahin mein Gefangener auf Ihr Ehrenwort.»

Francastel reichte ihm die Hand, versprach pünktlich Wort zu halten, und dankte ihm für den Antheil, den er in dieser Lage ihm bezeige.

»Also punkt eilf Uhr,« wiederholte der Gouverneur, indem er ging, »ich werde selbst bei der ersten Schildwache sein, und Sie, ohne daß Jemand erfährt, wer Sie sind, nach dem Ihnen bestimmten Zimmer führen.« Als Cornelie mit ihrem Vater allein war, überließ sie sich der Verzweiflung. »Ich bin es,« schluchzte sie, »die zum Lohne für alle deine Liebe und Zärtlichkeit dich um deine Freiheit bringt! vielleicht gar dein Leben verkürzt! Ich habe mich vor dem verdammten Gouverneur des Weinens enthalten, um ihm zu zeigen, daß ich auch Kraft und Muth habe, wie mein Vater; aber jetzt muß ich weinen — Reue und Wuth pressen mir diese Thränen aus! O mein Vater! ich leide unaussprechlich!« »Man muß sich d'rein ergeben,« antwortete Francastel, »ich hatte freilich nicht erwartet, in meinem zweiundsechzigsten Jahre, nach so langen treuen Diensten, als ein Verbrecher — doch weg mit diesen martern-

den Vorstellungen! laß uns an unsere Abreise denken.» Cornelie, in Thränen gebadet, raffte in der Eile Alles zusammen, was sie nöthig hatte. Ihr Vater packte seinen Koffer, bestellte Postpferde, sagte seinen Leuten und den Nachbarn, daß er mehrere Festungen besuchen müsse, und fand sich zur bestimmten Stunde mit Cornelien im Schlosse ein. Sie brachte die erste Nacht ihrer Gefangenschaft in der schrecklichsten Bewegung zu, sich unaufhörlich das Unglück ihres Vaters vorwerfend, und den Entschluß fassend, ihn keinen Augenblick zu verlassen. Am andern Morgen begann ihr Vater sie zu trösten, zu ermuntern, und als sie schwur, sie werde sich nimmer darüber trösten, ihren geliebten Vater der Freiheit beraubt zu haben, sagte er: »Es wird nur von dir abhängen, meine Tochter, mich reich dafür zu entschädigen und zu machen, daß ich meine Gefangenschaft segne. Nimm Unterricht von mir; laß uns die Zeit, die wir hier verweilen müssen, auf die Bildung deines Geistes verwenden, und ich verspreche dir, daß wir hinter diesen dicken Mauern Freuden finden werden, die du nicht ahnest.» »Du kommst meinen Wünschen zuvor!» rief Cornelie, ihn umarmend, »von heute an bin ich deine gehorsame Schülerin. Ich will Alles thun, um mich des Namens deiner Tochter würdig zu machen, und dir die Gefangenschaft zu versüßen.» Sie hielt Wort. Die Sapperment! die alle Teufel! und was dergleichen mehr ihr sonst alle Augenblicke entfuhr, besudelten ihre Rosenlippen nicht mehr. Ihre Mannstracht, selbst ihr

Amazonenkleid, machten einer weiblichen, anständigen Kleidung Platz. In weniger als drei Monaten lernte sie lesen und schreiben. Dann fing sie an, Geschichte, Sprache, Mythologie zu studiren, machte reißende Fortschritte, fand täglich höhern Genuß in den erworbenen, so lang entbehrten Kenntnissen. Nach und nach wurde ihr Anstand edel und bescheiden, ihre Manieren grazienhaft, ihre Stimme sanft und einschmeichelnd. Kurz, in sechs Monaten war sie völlig verwandelt, und gleichsam zum zweiten Male erschaffen.

Jetzt erklärte der Gouverneur, er habe Befehl erhalten, ihre Gefangenschaft so viel als möglich zu erleichtern. Sie durften im Schloßgarten spaziren gehen, und wurden auch zu seinen Gesellschaften eingeladen, wo Cornelie unvermerkt den Ton der großen Welt lernte und sich zu eigen machte.

Sehr schmeichelhaft war es ihr, daß, auf ihr inständiges Bitten, ihr vergönnt wurde, den ehrwürdigen Gefangenen zu besuchen, für den sie so viel unternommen. Dieser, überzeugt, er sei die Ursache von dem Verluste ihrer Freiheit, konnte keine Worte finden, um ihr seinen Kummer darüber und seine Dankbarkeit auszudrücken. Es war ihm unbegreiflich, wie man, wegen Bestellung eines so unbedeutenden Briefes, ein junges Mädchen so hart habe strafen, sogar ihren Vater darein habe verwickeln können.

Der Gouverneur schwieg bei solchen Klagen, und verbiß ein Lächeln. Er erlaubte, daß der General, Francastel und seine Tochter täglich beisammen sein durften, wobei Cornelie unendlich gewann; denn jener liebenswürdige, sehr unterrichtete Greis vervollkommte ihre Kenntnisse immer mehr und mehr, und pflegte sie nur sein liebes Schlachtopfer zu nennen. Einige Monate später wurde, wie er vorausgesagt, seine Unschuld anerkannt, und der Gouverneur trat freudig in sein Zimmer, um ihm seine Freiheit anzukündigen. »Meine erste Sorge wird sein,« sagte der General zu Francastel und Cornelie, »auch Ihre Freiheit zu erlangen.«

»Man ist Ihren Wünschen zuvorgekommen,« antwortete der Gouverneur, »denn ich habe Befehl erhalten, auch den Herrn Hauptmann nebst seiner Tochter auf freien Fuß zu stellen.« »Mein Vater ist frei!« rief Cornelie entzückt. »Er ist es immer gewesen,« sagte der Gouverneur, »nur seine Zärtlichkeit für Sie hat ihn zu meinem Gefangenen gemacht.« Nun klärte sich Alles auf, Cornelie erfuhr das große Opfer, welches die Vaterliebe ihr gebracht. Sie sank zu ihres Vaters Füßen, sie hatte keine Worte, sie stammelte, sie schluchzte — Francastel drückte sie an sein Herz, und schwur, dies Jahr der Gefangenschaft sei das schönste seines Lebens gewesen. Der General, von dieser Scene tief gerührt, mischte seine Liebkosungen in die des Vaters, widmete dem edlen Manne seine ganze Freund-

schaft, und bat um seiner, jetzt so liebenswürdigen Tochter Hand für seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen jungen Offizier. Cornelie fuhr fort, ihren Geist auszubilden und alle weibliche Tugenden sich anzueignen. Man rühmte sie als ein Muster der Sanftmuth und weiblichen Grazie, und der glückliche Vater sagte oft, wenn er seinen freudetrunkenen Blick auf die verwandelte Tochter heftete: »wer sollte es glauben, daß sie einst der Dragoner von Vincennes war?»



Der Dorf-Kirchhof.

Vandermont, einer der angesehensten Richter in den Gerichtshöfen von Paris, verband mit dem Rufe eines wackern Rechtsgelehrten auch den seiner literarischen Verdienste. Unter allen Gaben, mit denen das Glück ihn überhäufte, war ihm die schönste und theuerste seine Tochter Nina, die Frucht einer glücklichen Ehe. Sie war das lebende Bild ihrer Mutter, besaß einen ruhigen Charakter, und besonders jene reizende Höflichkeit und Abgeschliffenheit, durch welche Vandermont sich auszeichnete. Durch eine treffliche Erziehung waren ihre natürlichen Eigenschaften noch zarter ausgebildet worden, und, wer sie nur ein einziges Mal sah, fand die Zärtlichkeit sehr natürlich, die ihr Vater für sie hegte. Nina hatte einen Theil des Frühlings mit ihrer Mutter in Dijon zugebracht, bei einem Oheim Vandermont's, einem vielgeachteten Gelehrten, bei dem sich täglich die aufgeklärtesten Männer versammelten, eine Gesellschaft, die freilich nicht aus lauter Philosophen, sondern mitunter auch aus Sophisten bestand, und in der häufig über die Unsterblichkeit der Seele disputirt wurde. Diese Unterhaltungen machten einen verderblichen Eindruck auf Nina, und sie vermehrte ihn selber durch das Lesen von gewissen Büchern, die sie ohne Auswahl aus der Bibliothek ihres Großoheims nahm. Nach ihrer Zurückkunft nach Paris glaubte Vandermont zu bemerken, daß sie die Philosophin, und, was noch schlim-

mer war, den Freigeist spiele. Er verstellte sich eine Zeitlang, um sich erst davon zu vergewissern.

Einst, auf einem Spazirgange in der Gegend von Paris, lenkte er das Gespräch auf die Nothwendigkeit, in dieser Welt so zu leben, daß man das Glück in der andern wieder finde. Nina gestand frei heraus, sie glaube, daß Alles mit uns untergehe, daß von dem Meisterwerke des Schöpfers nichts übrig bleibe, und daß es folglich eine Thorheit sei, so manchem Genusse in dieser Welt zu entsagen, Strafen in jener Welt zu fürchten, oder Belohnungen zu hoffen. Vandermont, seinen Kummer verbergend, fing damit an, ihr unzählige, aus der Natur geschöpfte, von der Geschichte bestätigte, und von den aufgeklärtesten Männern aller Jahrhunderte überlieferte Beweise herzuzählen. Dann machte er sie aufmerksam auf den Umsturz der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, den ein solches Sistem bewirken würde, und, ohne einmal von der Moral und Religion Waffen zu leihen, begnügte er sich damit, ihr die Zuversicht des Unschuldigen zu schildern, den Ungerechtigkeit tödtet, die Geduld und Ergebung des Unglücklichen, welcher leidet, die tröstende Hoffnung, was uns auf Erden am theuersten war, dort wieder zu finden; die Versicherung, in einem andern Leben noch des ehrenvollen Andenkens zu genießen, welches wir hinter uns gelassen, eine Hoffnung, die der süßeste Lohn der Tugend ist.

»Glaubst du, Nina,« fügte er hinzu, »daß, wenn du einst von mir sagen kannst: mein Vater war ein unbestechlicher Richter: weder das Gold des Reichen, noch die Drohungen des Mächtigen, konnten ihn erschüttern; ich bin stolz darauf, seine Tochter zu sein — glaubst du, diese Worte würden nicht bis in meine Gruft hinab schallen? nicht meinem Geiste himmlische Zufriedenheit gewähren? Wahrlich! Alles stirbt nicht mit uns!« Während dieses Gespräches gelangten sie an einen Dorf-Kirchhof, der beim ersten Anblick zeigte, daß eine besondere Sorgfalt auf ihn verwendet wurde. Die Mauern waren neu geweißt; über denselben erhoben sich Cypressen und Thränenweiden; über der Pforte sah man ein Basrelief in weißem Marmor, die unerbittliche Zeit, wie sie mit ihrer Sense ohne Unterschied das bescheidene Veilchen wie die stolze Ceder abmäht, mit der Unterschrift: Nichts entrinnt ihr. Ein schwarzes Stacket verschloß diese Pforte, und hinter demselben noch eine undurchbrochene Thür, um gleichsam jedes profane Auge zu hindern, die Ruhe der Todten zu stören, und den Eingang blos solchen zu verstatten, welche deren Asche verehren. Rings umher waren Pappeln gepflanzt, die, sanft sich wiegend, die Wohnungen des ewigen Friedens beschatteten. Kurz, alle die Umgebungen dieser letzten Freistatt des Menschen erregten das Verlangen, auch das Innere zu sehen. Erstaunt, in einem Dorfe einen so schönen Kirchhof zu finden, während die Begräbnißplätze der Hauptstadt so sehr vernachlässigt

werden, erkundigten sich die Lustwandelnden, wem die Menschheit diesen letzten Beweis der Achtung verdanke? — Man erzählte ihnen, der Kirchhof sei, wie so viele andere, lange Zeit dem öffentlichen Muthwillen Preis gegeben worden, und erst seit dem Tode der schönen Stella, der Tochter des Herrn von Claris, der hier Gutsbesitzer sei, habe er seine jetzige Form erhalten. Seitdem dieser zärtliche Vater die einzige Hoffnung seines Alters verloren hatte, wich er nicht von dem Grabe dieses Engels an Sanftmuth und Güte. In sechs Jahren hatte er sich noch keinen Tag davon getrennt. Jeden Morgen, nach der einzigen Mahlzeit, die er den ganzen Tag über zu sich nahm, wankte er zu der Gruft, die sein Liebstes verschloß, schmückte sie mit Blumen und Sträuchern, setzte passende Inschriften auf alle neuen Gräber, und kehrte erst nach Sonnenuntergang in das Schloß zurück, eine Blume mitbringend, die auf dem Grabe der Tochter gepflückt, und, wie es schien, glücklich, seinen Tag bei ihr zugebracht zu haben. Diese Erzählung, die Nina's Erstaunen und Vandermont's Bewunderung erregte, mehrte nur noch ihr Verlangen, das Denkmahl der trauernden Vaterliebe kennen zu lernen. Sie ließen Herrn von Claris um Erlaubniß für zwei Fremde bitten, diese Wohnung des Friedens, deren Aeußeres sie angezogen, auch von innen zu betrachten. Sogleich öffnete sich die Pforte. Ein alter, schwarz gekleideter Bedienter erschien hinter dem Stacket, und bat sich den Namen des Fremden aus. Er nannte sich, und

wurde in das Elysium eingeführt, dessen Anbau, dessen Sinnbilder zeigten, wie erfinderisch der Schmerz ist, und was die Erinnerung an ein geliebtes Wesen über eine gefühlvolle Seele vermag.

Was Natur und Kunst an seltenen Pflanzen, Blumen und Sträuchern hervorbringen konnte, fand sich hier vereinigt. Die Mauern waren mit Immergrün überzogen; eine Quelle rieselte aus Rosengebüschen hervor, und bildete einen klaren Bach, der sich schlängelnd, bald verschwand, bald durch seinen Silberschimmer das Auge auf's neue ergetzte. Beim ersten Anblick mußte man dies Ruhethal für einen prächtigen Garten halten, weit entfernt zu glauben, daß dieser bunte Blumenteppich Verwesung, Jammer und Thränen verhülle. Mitten auf dem Kirchhofe erhob sich eine niedliche Einsiedelei, deren Inneres zu einer Kapelle eingerichtet war, wo Jedermann sein Gebet verrichten konnte. Herr von Claris trat hervor, und redete die Fremdlinge mit dem rührendsten Ausdruck an: »Sie wünschen meinen geliebten Schatten zu besuchen; sein Sie willkommen!»

»Es ist ein glücklicher Vater,» antwortete Vandermont, »der es nur zitternd wagt, sich mit seiner Tochter Ihnen darzustellen.»

»Auch ich war einst glücklich!» seufzte Claris mit bewegter Stimme, »in meiner geliebten Stella hatte die

Natur Alles vereinigt, was einen Vater entzücken kann. Jetzt — hier sehen Sie, was mir von ihr übrig geblieben.»

Er deutete auf ein Grabmahl von blauem Marmor, an dessen Vorderseite ein goldener Stern schimmerte. Es war im antiken Geschmacke erbaut; hochstämmige weiße Rosenbüsche umgaben es, und bildeten ein Gewölbe von Rosen über demselben, an dem man die Worte las:

Hic
Una ex nobis
cecidit.

(Hier ist eine von uns abgefallen.)

Dem goldenen Stern gegenüber stand eine Rasenbank unter einer Geisblattlaube, neben der eine Quelle die Blumen erfrischte. »Auf dieser Bank,» sagte Claris, »ruhe ich aus, wenn ich in meinen elysäischen Feldern mich müde gearbeitet habe. Hier betracht' ich den Stern, glaube meine Stella gen Himmel schweben zu sehen, um dort durch ihre Tugenden zu glänzen. Vögel, die in diesen Büschen nisten, rufen ihre melodische Stimme mir in's Geständniß. Oft strecke ich meine Arme aus und glaube sie zu umfassen! — Doch, warum Sie länger von meinem Schmerz unterhalten? — Kommen Sie, wandeln Sie mit mir zwischen den Denkmählern umher, welche diese Ruhestätte in sich faßt.»

»Vergönnen Sie,« antwortete Vandermont, »daß wir das Heiligthum der Vaterliebe nicht verlassen, ohne Stella's Schatten zu huldigen.« Bei diesen Worten brach er einen Cypressenzweig, den er auf das Grabmahl legte, und die gerührte Nina fügte einen Strauß von weißen Rosen hinzu.

Claris führte sie jetzt zu einem Platze, auf dem üppiges Getreide in der Blüte stand, in dessen Mitte ein Hügel sich erhob, der mit allen Attributen des Ackerbaues bedeckt war. Am Gestelle eines Pfluges, der über diese ländliche Trophäe hervorragte, las man die von Kornähren gebildeten Worte:

Er machte mit eigenen Händen zweihundert Acker Landes urbar.

»Hier,« sagte Claris, »ruht einer meiner Pächter. Er trocknete einen Morast aus, baute ihn an, und verdoppelte den Werth seiner Pachtung. Ich habe seinem Andenken ein öffentliches Denkmahl meines Dankes errichten wollen. Jährlich um die Erntezeit komme ich hieher an der Spitze seiner zahlreichen Familie, um die erste Garbe auf seinem Grabe niederzulegen, die auf jenem, durch seinen Fleiß befruchteten Boden geschnitten worden.

Sie gingen weiter zu einem andern mit Rasen bedeckten Grab, auf dem zwei Lorbeerbäume ihre Zweige in einan-

der schlangen. »Hier ruhen Zwillingsbrüder, in diesem Dorfe von armen Eltern geboren. Sie dienten unter Einem Regimente, liebten sich zärtlich, und hatten von ihrem Chef die Vergünstigung erhalten, sich nie zu trennen. In den letzten Kriegen in Deutschland thaten sie Wunder der Tapferkeit. Einst wagte der Aeltere sich zu weit und wurde plötzlich von zwölf Uhlanen umringt, deren vier er niederstreckte, doch endlich der Menge unterliegen mußte, wenn nicht sein Bruder herbeistürzte, und, gleich ihm mit Löwenmuth fechtend, den Sieg und eine Fahne davon trug. Allein beide kehrten mit Wunden bedeckt in das Lager zurück, wo sie in demselben Bette, und fast in demselben Augenblicke, Einer in des Andern Arme, den Heldengeist aufgaben. Ihr Oberst erlaubte mir, ihre ehrwürdigen Ueberreste hieher bringen zu lassen, um allen Jünglingen dieser Gegend das Beispiel des Heldenmuthes und der Bruderliebe darzustellen. Diese beiden verschlungenen Lorbeerbäume sind ein Sinnbild ihres Lebens. Ich selbst habe die Worte, die Sie hier lesen, hinzu gefügt:

Vereint wurden wir geboren, vereint starben wir.»

»Wessen ist die bescheidene Gruft,» fragte Nina, »hier unter der Thränenweide, mit einem frischen Blumenstrauß geschmückt?»

„Es ist die Ruhestätte einer trefflichen Frau, die vormals dieses Dorf bewohnte. Sie war das liebenswürdigste

Wesen. Da ihr das Schicksal das Glück, Mutter zu werden, versagt hatte, so rächte sie sich dafür, indem sie ihr ganzes Leben hindurch als ein freundlicher Schutzengel der Jugend erschien. Noch im hohen Alter mischte sie sich gern in deren Spiele, und theilte ihre Fröhlichkeit. Sie lebte nur im Glücke Anderer, auch waren ihre letzten Tage von Sorgen und Krankheit frei. Lächelnd verließ sie die Welt, und noch die letzten Worte auf ihren sterbenden Lippen waren anmuthig. Sie sah in einer geliebten Nichte, ihrer Pflegetochter, sich wieder aufleben, und noch oft kommt diese hieher, um mit ihrer zweiten Mutter sich zu unterhalten. Sie ist es, welche diesen Morgen den frischen Blumenstrauß auf das Grab gelegt hat. Ihr Gatte, ein wackerer Mann, hat die Grabschrift verfaßt:

Nunquam mater,
At flentes liberos reliquit.

(Sie war nie Mutter,
Doch hat sie weinende Kinder hinterlassen.)»

Nina legte still einen Resedazweig auf das Grab der Freundin der Jugend.

Hier ruht, so las Vandermont jetzt auf einem prächtigen Grabmahl von schwarzem Mamor: Hier ruht die hochwohlgeborne Frau, Frau Viktoria Meriadec, Gräfin von — das Uebrige war verlo-

schen, oder unter Nesseln und Brombeerstauden versteckt. »Welch ein auffallender Kontrast!« rief Nina, »hier überall Blumen, dort Nesseln und Dornen, die Zeichen der Vergessenheit.« »Wundern Sie sich nicht darüber, Mademoiselle,« antwortete Claris, »Sie sehen die schrecklichen Wirkungen des Andenkens, welches wir hinter uns lassen. Dieses Denkmahl des Stolzes und Egoismus birgt die Ueberreste der Gräfin Arles, eines hochmüthigen Weibes, der Geißel ihrer ganzen Familie. Sie besaß das schönste Landgut in der Gegend und ansehnliche Einkünfte; aber nie war sie dem Armen hilfreich, nie bewegte der Jammer eines leidenden Wesens ihr Herz von Stein. Ihre Kinder verbannte sie aus dem väterlichen Hause, sie schien des Mutternamens sich zu schämen. Wenn sie ihre Sucht zu glänzen befriedigt hatte, so verschloß sie lieber ihr Gold, statt Kindern, Freunden oder Armen damit zu helfen. Auch endete sie ihr Leben in Schmerz und Einsamkeit. Ich habe sie in ihrer letzten Stunde gesehen, wie ihre irren Blicke umher schweiften, und sie auf allen Gesichtern die Ungeduld las, sie den letzten Seufzer aushauchen zu sehen. Keine Thräne des Mitleids füllte das Auge der Umstehenden. Sie verschied in den Armen eines Bedienten, unter Verwünschungen alles dessen, was sie umgab, und noch sterbend von dem Gedanken gemartert, daß sie ihre Reichthümer zurück lassen müsse. Ihre Erben frohlockten. Dieses, in ihrem Testamente verordnete Grabmahl, befand sich schon vor dem Tode meiner Tochter hier. Aus Achtung für die

Todten hab' ich es respektirt, aber um des furchtbaren Kontrastes willen den Dornen und Nesseln freien Lauf gelassen. Wer in seinem Leben nichts liebte, verdient, daß er nach seinem Tode vergessen werde.»

»Entfernen wir uns von dieser verlassenen Gruft,« sagte Vandermont, »die Luft ist hier verpestet.« — »Himmel!« rief Nina erschrocken, »fast hätte ich auf eine Schlange getreten, die unter diesen Dornen haust.« — »Das sind die einzigen lebenden Wesen,« bemerkte ihr Vater, »die solche Ueberreste besuchen.« »Kommen Sie, Mademoiselle,« sagte Claris, »erholen Sie sich von Ihrem Schrecken unter jenen Pappeln, wo der weiße Marmor schimmert. Dort fanden alle Tugenden ihre letzte Freistatt. Dort schlummert seit vorigem Sommer eine junge Dame, die mit ihrem siebenten Kinde unter dem Herzen starb. Sie war die Tochter eines angesehenen Mannes, allein gern verbarg sie ihre hohe Geburt unter der Hülle der anspruchlosesten Bescheidenheit. Sie war schön, allein die Kunst zu gefallen, suchte sie nur in den Eigenschaften des Geistes. Diesen hatte sie reich geschmückt, doch nie zeigte sie ihre Ueberlegenheit. Sah man sie zum ersten Male, so glaubte man die schüchterne Jugend zu sehen, die vor jedem Blicke erröthet. Sprach sie, so schien jedes ihrer Worte von einem unsichtbaren Genius dictirt. Minerva und Sappho erschienen im Gewande eines naiven Landmädchens.« Nina näherte sich, und erblickte auf dem Grabe einige Bände

von Berquin und Frau von Sevigné. »Ich habe sie dahin gelegt,« sagte Claris, »damit ihre Kinder hier Zerstreuung und Unterricht finden mögen.« Die höchst einfache Grabschrift enthält blos die beiden Worte:

Auf Morgen!

»Das ist der Denkspruch von sechs Kindern,« sagte Claris, »welche dieses Muster der Gattinnen und Mütter hinterlassen hat. Seitdem ihr trauernder Gatte sie hier begrub, vergeht kein Tag, an dem die lieblichen Kinder nicht hier um die Gruft säßen. Sie schwatzen mit der Mutter, sie fragen sie um Rath, sie glauben ihre Antworten zu hören, sie glauben ihr Lob, ihren Tadel zu vernehmen, von ihr geliebkost zu werden. — Man muß es selbst mit angesehen haben, dies rührende Schauspiel, um sich klare Begriffe von der kindlichen Liebe, und besonders von der Unsterblichkeit der Seele zu machen.«

Bei diesen Worten heftete Vandermont einen sanften Blick auf seine Tochter, der zu bitten schien: Erkenne deinen Irrthum. Nina erröthete und schlug die Augen nieder. In diesem Augenblicke wurde an die Pforte geklopft, und gleich nachher hörte man die Stimmen mehrerer Kinder, die der alte Bediente herein ließ. »Da kommen sie eben,« sagte Claris, »folgen Sie mir in die Kapelle, dort versteckt werden Sie Alles beobachten können.« Sie

verbargen sich, und die sechs verwaisten Kinder betraten den Kirchhof, wie sie sonst in ihrer Mutter Schlafzimmer traten. Die älteste Tochter, Louise, führte zwei kleine Brüder, der älteste Sohn, Hippolyt, seine jüngere Schwester Anna. Eine Wärterin trug auf ihren Armen das Jüngste, das kaum reden konnte. Alle knieten um das Grab, küßten den Marmor, und sprachen Louisen ein kurzes, herzliches Gebet nach. Dann pflückte Hippolyt sechs Rosenknospen, und legte sie auf das Grabmahl, sprechend: Sieh, das schickt dir Papa. Drei andere Kinder streuten Blumen, und Louise hatte das Kleinste auf ihren Schooß genommen, und lehrte es die Worte stammeln: Mutter — segne — dein jüngstes Kind. Prosper sagte zwei Fabeln von Lafontaine her. Hippolyt behackte und ebnete den Boden um die Gruft, begoß die Blumen und Sträucher, die sie umringten. Louise, nachdem sie das kleinste Kind eingeschläfert, las einige Briefe der Sevigné, und sagte seufzend: »So schrieb und dachte meine Mutter.» Als Hippolyt mit dem Begießen fertig war, setzte er sich neben Louisen, und ergetzte sich an Berquin's Schriften. Der kleine Prosper, nachdem er seine Fabeln hergesagt, stand lange unbeweglich, die Augen auf das Grab geheftet, und fing endlich an zu weinen. »Was fehlt dir?» — fragte Louise.

»Mama hat mir versprochen, wenn ich meine Fabeln ganz ohne Anstoß hersagte, so wolle sie mich küssen, aber

sie thut es nicht.» »Sie hat es mir aufgetragen,» sagte die Schwester, und umarmte ihn. »Ja, ich küsse dich wohl gern,» meinte Prosper, »aber ich möchte doch lieber Mama wiedersehen.»

»Wenn kommt sie denn?» fragte August. »Sie bleibt recht lange in dem schönen weissen Hause,» lallte Anna. »Weil sie euch nicht hört,» seufzte Hippolyt. »Nun,» sagte August zu den kleinen Schwestern, »so laßt uns Alle drei zusammen schreien, vielleicht hört sie uns dann,» und sogleich schrien sie Alle auf einmal: »Mutter! liebe Mutter! wir sind es! wach auf! wir wollen dich liebkosen! wir wollen artig sein!» »Stille! stille, Kinder!» sagte Louise sehr bewegt, »Mama schläft, weckt sie nicht.» »Sie schläft auch immer, wenn wir kommen,» meinte Anna. »Ei,» nahm August das Wort, »so laßt uns in das weiße Haus hinabsteigen und sie zurück holen!»

„Nein, Kinder!» rief Louise, »ihr seid noch so jung, ihr dürft noch nicht hinabsteigen, wo Mama schlummert. Doch ich glaube, euer Geschrei hat sie wirklich erweckt. Sie redet — horcht!» Alle schwiegen mit zurück gehaltenem Athem, und Louise sprach, die Stimme ihrer Mutter nachahmend: »Wir werden uns wiedersehen! ja, liebe Kinder, wir werden uns wieder finden. Aber bis dahin verlangt mich nicht zu sehen; begnügt euch, meine Stimme

durch den Mund eurer Schwester zu vernehmen.» Alle fielen auf ihre Knie und versprachen Gehorsam mit andächtig gefalteten Händen. Prosper tröstete sich mit der Hoffnung, Mama werde wieder kommen, wenn er seinen ganzen Lafontaine auswendig wisse; August, wenn er den Berquin eben so geläufig lesen könne, als sein Bruder Hippolyt; Anna, wenn sie erst Hemden für die Armen im Dorfe nähen könne. Auf Morgen! liebe Mutter! Auf Morgen! riefen alle Kinder. Auf Morgen! flüsterte auch Louise. »O Mutter! deine Stelle im Schooße deiner Familie vertreten, das übersteigt meine Kräfte! Umschwebe du mich und leite meine Schritte, damit ich einst deiner würdig sei!»

Die verwaisten Kinder gingen, schauten noch oft zurück, und wiederholten die Worte: auf Morgen! Auch Vandermont und seine Tochter verließen den ehrwürdigen Greis am Grabe seiner Tochter, gerührt ihm dankend für den schmerzlichen, aber süßen Genuß, den sie hier gefunden. »Nun, Nina?» sagte der Vater, als sie allein waren, »glaubst du noch, daß Alles mit uns stirbt? daß von dem unsichtbaren Wesen, welches in uns denkt und handelt, welches der Ausfluß der Gottheit ist, nichts, gar nichts übrig bleibt?»

Die tiefbewegte Nina erkannte ihren Irrthum, und welches innern Friedens, welcher süßen Hoffnungen sie,

ohne ihres Vaters weise Lehren, sich beraubt haben würde. »Die zischende Schlange,« sagte sie, »die aus den Nesseln um das Grab der herzlosen Mutter hervorschoß, und die Gebete der Kinder am Grabe der geliebten Mutter, werden mir nie aus dem Gedächtniß kommen. Ja, wahrlich! unsere Seele ist unsterblich!« »Gott sei Dank!« rief Vandermont, »für diese schnelle Rückkehr auf den bessern, tröstlichern Lebenspfad! Vergiß nie, meine Tochter, daß ein verständiges Frauenzimmer kein Sistem annehmen, vor Sophisten und gefährlichen Büchern sich hüten muß. Und wenn ich einst nicht mehr bin, so streue auch du Blumen auf mein Grab; dann wird mein Geist dir zuflüstern: es stirbt nicht Alles mit uns!«



Die Milchschwestern.

Herr von Beauregard, bei der französischen Gesandtschaft in Rußland angestellt, und Witwer seit mehreren Jahren, hatte die Erziehung seiner Tochter Leonore einer Verwandtin, der Frau Clermont, anvertraut. Diese besaß ein ansehnliches Landgut bei einem Dorfe, in welchem Leonore eine reiche Pächterin, der Beauregard vormals wichtige Dienste geleistet, zur Amme gehabt hatte. Susanne hieß die wackere Frau. Zugleich mit Leonoren hatte sie ihre eigene Tochter Susetten gestillt, ohne daß man jemals unterscheiden konnte, welches von beiden Kindern sie zärtlicher liebte. Sie war beiden Mutter, und mit ihrer Milch sogen die lieblichen Mädchen die zärtlichste Neigung gegen einander ein. In dem Alter von drei Jahren konnten sie sich schon nicht mehr von einander trennen. Immer fand man sie spielend und liebkosend beisammen in der Allee, die zu dem Schlosse führte. Alles Zuckerwerk, alle Näschereien theilte Leonore mit Susetten, die hinwiederum ihre Früchte, ihren Kuchen mit ihr theilte. Frau von Clermont sah in dieser wechselseitigen Anhänglichkeit den Keim eines guten Herzens, und beförderte die wachsende Freundschaft der Milchschwestern aus allen Kräften.

Sie währte ununterbrochen mehrere Jahre, und schon hatten beide ihren zwölften Sommer erreicht, als Beaure-

gard aus Rußland zurück kehrte, und in die Arme seiner Tochter eilte. Es sei nun Zeit, meinte er, ihre Erziehung zu vollenden; er werde sie mit nach Paris nehmen, und ihr die besten Lehrer halten, damit sie bald mit Anstand in der großen Welt auftreten könne.

Leonore, in der der Keim des väterlichen Stolzes und Ehrgeizes sich zu regen begann, hörte das mit Freuden, und verkündete ihrer guten Amme, ihrer geliebten Milchschwester, die baldige Trennung. Susette war außer sich: »Du gehst!» rief sie schluchzend, »wer wird mir künftig meinen Kuchen verzehren helfen? wer mit mir spielen? und, — was noch das Aergste ist, bei jedem Schritte werde ich deiner mich erinnern müssen. Hier war unser Spielplatz — dort haben wir mit einander lesen gelernt — dort das Nest von Turteltauben ausgenommen, die noch in deiner Kammer sind. Hörst du sie girren? sie lieben sich, wie wir uns liebten; sie sind glücklich, wie wir es waren. Man wird sie nicht trennen, sie bleiben beisammem — aber ich werde dich nicht wiedersehen! du gehst in das große Paris und wirst an deine arme Susette nicht mehr denken!»

Auch Leonore war gerührt. Sie umarmte Susetten mehrmal, versprach, sie oft zu besuchen, und stieg in den Wagen mit ihrem Vater und Frau von Clermont, die einige Zeit in Paris zubringen wollte. Leonore gewöhnte sich nur zu bald an das neue Leben, wurde kokett und egoi-

flisch, putzte sich gern, flatterte gern von einer Zerstreuung zu der andern, und vergaß ihr Dörfchen. Ohne die öftern Erinnerungen der Frau von Clermont würde sie sogar die Namen Susanne und Susette vergessen haben. Nur Talente suchte sie zu erwerben, durch welche sie in der großen Welt schimmern könnte. Beauregard, der viele Anlagen zur Malerei bei ihr bemerkt hatte, gab ihr in dieser Kunst die größten Meister, und — wirklich machte sie in Kurzem die außerordentlichsten Fortschritte. Frau von Clermont, deren schwache Gesundheit ihr nicht verstattete, das wüste Pariser Leben zu führen, erklärte, sie werde auf's Land zurück kehren, ein Entschluß, der Leonorens Vater um so schmerzlicher fiel, da diese würdige Frau bisher Mutterstelle bei seiner Tochter vertreten, und da er eben jetzt genöthigt war, sie beim Eintritt in ihr dreizehntes Jahr abermals zu verlassen, und sie in eine Pension zu thun.

Bei Frau von Clermont's Abreise bezeigte Leonore zwar einige Betrübniß, sich von der Pflegerin ihrer Kindheit zu trennen, im Grunde aber fühlte sie ein geheimes Vergnügen, eine strenge Aufseherin los zu werden, welche ihren Vater oft verhindert hatte, ihr diesen oder jenen Putz zu kaufen, sie zu diesem oder jenem Feste zu führen. Indessen konnte sie doch beim Abschied sich der Thränen nicht enthalten, sie schluchzte an dem Halse der ehrwürdigen Frau, trug ihr tausend Grüße an ihre Amme auf, und gab ihr für Susetten ein gesticktes Halstuch mit, das ihr Vater

zu diesem Zwecke ihr geschenkt hatte. Kurze Zeit darauf wurde sie in eines der besten und berühmtesten Institute für weibliche Erziehung gebracht, und bei ihrem Hange zu Stolz und Prunk, der täglich zunahm, schloß sie sich bald an alle diejenigen ihrer Gespielinnen an, die, von blinden Eltern verzärtelt, das meiste Geld verschwendeten, und allen Launen der Mode huldigten.

Sechs Monate waren verflossen, seitdem Leonore ihr Dörfchen verlassen. Susette, welche die Trennung noch immer beseufzte, empfing von ihrer Mutter das Versprechen, mit ihr nach Paris zu gehen, um ihre Milchschwester zu umarmen. An einem schönen Morgen reisten sie ab, in einem kleinen bedeckten Wagen, beide auf's beste heraus geputzt. In Paris stiegen sie bei einer reichen Fruchthändlerin, ihrer Verwandtin, ab, und wurden treuherzig von ihr empfangen. Noch an demselben Abend wollte Susette Leonoren in der Pension besuchen, und, nach der Schilderung, welche Susanne von ihr machte, entschloß sich die Fruchthändlerin, sie zu begleiten. Mit allerlei kleinen Geschenken versehen, stiegen alle drei in einen Fiacker, und begaben sich in die Pension. Leonore spazirte eben im Garten mit mehreren ihrer Gespielinnen, unter eitlem Geschwätz. Als man ihr ankündigt, daß Jemand sie zu sprechen verlange, glaubt sie, es sei eine Person von Wichtigkeit, oder eine Einladung zu einem Feste, eilt durch den Garten und hüpft in den Saal, wo eben eine Menge Pen-

sionärinnen versammelt waren. Plötzlich fühlt sie sich von Susannen und deren Tochter herzhaft umarmt.

»Ach wie sie groß geworden ist, meine kleine Lolore! ich brauche mich nicht mehr zu bücken um sie zu küssen.« »Ja ja, sagte die Fruchthändlerin, küsse du nur immer darauf los; du hast sie mit deiner Milch ernährt und brauchst dir keinen Zwang anzuthun.« »Aber küsse mich doch,« schluchzte Susette, »weißt du wohl, daß wir uns in einem halben Jahre nicht gesehen haben. Deine Turteltauben befinden sich noch wohl und schnäbeln sich. Deine kleine Ziege ist eine große Ziege geworden, die schon Milch und Käse gibt. Siehst du, hier bringe ich dir davon.« »Und ich,« unterbrach Susanne ihre Tochter, »ich bringe dir von dem weißen Kuchen, den du so gerne aßest, und ein Körbchen voll Weintrauben, die ich trotz der großen Kälte für dich aufbewahrt habe,« »und ich,« fügte die Fruchthändlerin hinzu, »für das Vergnügen, das Sie mir verschafft haben, meine liebe Gevatterin Susanne wieder zu sehen, ich bringe Ihnen die schönste Ananas in der ganzen Halle, doch unter der Bedingung, daß Sie mir auch ein Küßchen erlauben, denn bei meiner Treu, Sie sind gar ein hübsches Mädchen.« Mit diesen Worten gab sie Leonoren einen derben Schmatz, und Susanne nebst ihrer Tochter drückten sie wechselsweise an sich.

Diese herzliche, rührende Freude bewirkte bei Leonoren nur eine Verlegenheit, eine Verwirrung, die sie umsonst

verbergen wollte. Die vertraulichen Liebkosungen Susettens, und das ausgelassene Gelächter der Pensionärinnen mehrten ihre Verlegenheit so sehr, daß sie nur erröthend und mit Geringschätzung die herzlichen Aeußerungen der guten Leute beantwortete. Erschrocken und gedemüthigt sahen diese ihr in's Gesicht. Am empfindlichsten war Susetten, daß sie nicht mehr von Leonoren geduzt wurde, und daß, so oft ihr selber ein trauliches du entfuhr, sie jedesmal ein grausames Ihr dagegen hören mußte. Ach Gott! rief sie, bin ich denn deine Milchschwester nicht mehr? »Ich sollte doch denken,« sagte Susanne mit einigem Stolz, »daß ich dich wohl genährt, gepflegt, gewiegt, oft genug geliebkost und eingelullt habe; du solltest das nie vergessen.« »Zum Henker!« erhob die Fruchthändlerin ihre Stimme, indem sie beide Arme in die Seite setzte, »das hat man davon, wenn man Mutterstelle bei solchen Kindern vertritt, so empfangen sie euch. Kommt, Gevatterin, laßt den kleinen Maulaffen stehen, der schon die große Dame spielen will und sich seiner Amme schämt. Es wird ihr nicht gut in der Welt gehen, das prophezeie ich! Undankbare haben kein Glück.« Sie zog Susanne mit sich fort, die kaum noch athmen konnte, und Susetten, die, in Thränen schwimmend, sich noch oft umsah, hoffend, Leonore werde sie zurück rufen. — Aber Leonore rief sie nicht zurück, und war froh, daß sie gingen. Die Vorsteherin der Pension war in den Saal getreten, in dem Augenblicke, wo die Fruchthändlerin Leonoren prophezeite, es

werde ihr übel gehen. Sie ließ sich die Veranlassung erklären, mißbilligte höchlich die Undankbarkeit ihres Zöglings, und bestrafte sie mit Strenge. Aber Stolz und Egoismus hatten Leonorens Herz schon so verhärtet, daß nur das Gelächter ihrer Gespielinnen ihr Verdruß erweckte. Als sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, war sie in der That sehr schön, und troz der Fehler ihres Charakters, zeichnete sie sich durch tausend Vorzüge aus, besonders durch ihr Talent für die Malerei. Sie machte Portraits von außerordentlicher Gleichheit. Ihr Vater, der sie blind liebte und ihre Erziehung für vollendet hielt, nahm sie jetzt zu sich und führte sie in die große Welt, wo ihrer Eitelkeit unaufhörlich geschmeichelt, und ihr Herz vollends verdorben wurde.

Susanne und ihre Tochter hatten, aus einem Ueberrest von Anhänglichkeit, der alten kränklichen Frau von Clermont verschwiegen, wie schnöde sie von Leonoren empfangen worden, aber sie besuchten sie nicht wieder. Einige Zeit darauf starb Frau von Clermont, gesegnet von allen den Glücklichen, die sie gemacht hatte, in den Armen Susettens, der sie, für Leonoren, ihr Portrait in Diamanten gefaßt, hinterließ. Ihr ansehnliches Vermögen erbten ihre Neffen.

Susette ließ Leonoren das Portrait einhändigen. Im ersten Augenblicke schien das Andenken an die Pfl

gerin ihrer Kindheit sie zu rühren, allein bald brach sie die Diamanten aus dem Rahmen des Bildes, um ein Halsband davon zu machen, ließ das Portrait in ein einfaches Medaillon fassen, und hängte es über ihren Kamin. Susette, ihr das kostbare Vermächtniß zusendend, hatte ihr dabei durch den Schulmeister im Dorfe folgenden Brief schreiben lassen:

»Mamsell — denn ich darf dich nicht mehr meine Schwester nennen — ich überschicke Ihnen hier das Bild derjenigen, die Sie erzogen hat. Ich würde nebst meiner Mutter selbst gekommen sein, um es Ihnen zu überreichen, wenn Sie nicht vor drei Jahren sich so wunderlich geziert hätten, als wir Sie besuchten. Ich bitte aber doch den lieben Gott, daß er dich beschützen wolle, und nenne mich Ihre gehorsame Dienerin, deine Milchschwester, du magst auch sagen, was du willst. Susette.» —

Nachschrift. »Mein Vater und Ihre Amme befinden sich Gott sei Dank wohl. Deine Tauben girren noch immer, und deine weiße Ziege macht wöchentlich zwölf Käse, aber Sie werden nichts davon bekommen.»

Obgleich Leonore dies Billet mit Hohnlächeln las, so konnte sie doch in ihrer Brust ein leises Murren des Gewissens nicht unterdrücken. Sie schrieb an Susetten ein kurzes, aber herzlich klingendes Briefchen, und legte ihr Miniatur-Portrait bei, das ihr vorzüglich gelungen

war, mit der Bitte, es Susannen zu übergeben, ihrer lieben Amme, deren Zärtlichkeit und Sorgfalt sie nie vergessen werde.

Dies Geschenk wurde mit Entzücken empfangen — Susanne hängte es um den Hals, und es kam ihr vor, als ob die kleine Lolore noch an ihrer Brust läge. Susette küßte das Portrait tausendmal, und rief: »Ei Sapperlott! wie hübsch ist sie geworden! wer sollte denken, daß ein böses Herz da drin wohnt?» Dann füllten sich ihre Augen mit Thränen, und sie fügte murrend hinzu: »Geh, du bleibst doch meine Schwester. Du bist nur verdorben in dem großen Paris; aber wir werden uns wieder finden; ja, mir sagt, ich weiß nicht welche Stimme, wir werden uns noch umarmen!»

Zwei Jahre verstrichen. Leonore, in der Blüte ihres Alters und ihrer Schönheit, stand im Begriff, sich vortheilhaft zu vermählen. Allein das Schicksal, welches ihr harte Prüfungen beschieden hatte, beraubte sie in diesem Augenblicke ihres Vaters, der, durch Uebermaß der Arbeit und häufige Reisen erschöpft, plötzlich starb. Er hatte große Pensionen gezogen, und war daher im Stande gewesen, viel Aufwand zu machen; allein er hatte nichts davon zurück gelegt, und folglich hinterließ er kein Vermögen. Seiner Tochter blieb statt der gehofften reichen Erbschaft nur das Talent der Malerei. Sie erfuhr jetzt bald, daß Glückswechsel die Schmeichler und sogar Freunde von uns entfernt

Sie sah sich verlassen. Ihre Schönheit zog ihr jetzt nur Nachstellungen und Gefahren zu.

Allein zu rechter Zeit erwachten die Grundsätze der Tugend, die in ihrer Kindheit ihr eingepflanzt worden. Sie zog sich aus der großen Welt zurück in ein Dachstübchen, und da lebte sie ein ganzes Jahr von der Arbeit ihrer Hände, indem sie zu niedrigen Preisen Portraits malte, deren Werth unbekannt blieb. So sehr das Schicksal Leonoren verfolgte, eben so sehr überhäufte es Susannen mit Glück und Freude. Sie besaß ansehnliche Ländereien, und verheirathete jetzt die neunzehnjährige Susette an einen reichen Landmann, einen der schönsten und bravsten Jünglinge.

Die wackere Frau hatte erfahren, in welcher üblen Lage sich Leonore befand, und verabredete im Stillen mit ihrer Gevatterin, der Fruchthändlerin, auf welche Weise des armen Mädchens Schicksal zu erleichtern sei. Bald empfing Leonore von unbekannter Hand einen Vorrath von Früchten und Gemüse oder Wildpret; bald einen Korb voll Kaffee und Zucker; und immer standen diese Gaben noch vor Tages Anbruch vor ihrer Thür, weßhalb sie den Ueberbringer nie ansichtig wurde. Sie vermuthete, die Geschenke kämen von dieser oder jener Person, die ihrem Vater noch verpflichtet sei; und als sie eines Tages gar in dem Korbe ein ledernes Beutelchen mit zehn

Louisd'or fand, beschloß sie, die hilfreiche Hand kennen zu lernen, von der sie so mit Wohlthaten überhäuft wurde.

Mit diesem Vorsatz brachte sie die ganze Nacht an ihrem Fenster zu, und sah mit der Morgenröthe eine Frau erscheinen, deren Kopf in ein großes Tuch verhüllt war. Sie trug einen Korb am Arme und setzte sich dem Hause gegenüber auf einen Stein, um den Augenblick abzuwarten, wo man die Hausthür öffnen würde. Leonore schlich sogleich hinab, lauerte, bis der Hauswächter die Thür aufschloß, sah, wie die Unbekannte nach Gewohnheit den Korb auf die Schwelle ihres Zimmers setzte, und hastig davon eilte. Allein Leonore lief ihr nach, ergriff sie beim Arme, schaute unter das große Tuch, und erkannte die ehrliche Fruchthändlerin aus der Halle, die ihr das Räthsel löste. »So lange Sie glücklich und stolz waren, Mamsellchen, so lange hab' ich mich nicht um Sie bekümmert, und das war recht. Seitdem aber Susanne und ich erfahren haben, daß Sie in Noth sind, haben wir Alles vergessen.« Ueberrascht, beschämt, gerührt, drückte die arme Waise die wackere Frau an ihre Brust.

»So recht,« fuhr diese fort, »so hab' ich Sie mir gewünscht. Wie doch das Unglück in kurzer Zeit den Menschen verwandelt! Aber Sie sind mir mein Trägerlohn noch schuldig, und darum verlange ich, daß Sie jeden Morgen ihre kleine Provision selbst in meiner Bude abho-

len. Ich werde Ihnen schon billige Preise machen, sorgen Sie nicht. Ihre gute Amme hat mich für lange Zeit mit Nachschuß versehen, besuchen Sie mich also, damit ich ein Gläschen auf Ihre Gesundheit trinken kann.» Mit diesen Worten entwand sie sich Leonorens Umarmungen, die noch den letzten Kuß für Susannen auf ihre Lippen drückte.

Wenige Tage nachher begegnete ihr ein anderes Abenteuer, welches nicht minder auf ihr Herz wirkte. Man klopfte an ihre Thür, als sie eben an der Staffelei saß. Sie öffnete. Ein Landmann trat herein. Sein offenes, fröhliches Wesen, seine Tracht, seine kräftige Gestalt, seine Sprache, Alles verrieth, daß er einer jener reichen Landleute sei, die ihren Wohlstand unter Einfachheit und Gutmüthigkeit zu verbergen pflegen. Er war in seinen schönsten Jahren, und sagte, indem er herein trat, ohne weitere Vorrede: »heißen Sie nicht Mamsell Beauregard? —« »Ja,« antwortete Leonore. »Also sind Sie es, von der man mir so viel gesprochen?« (er betrachtete sie von Kopf bis zu den Füßen) in diesem Falle können Sie mir einen großen Dienst leisten. Ich werd' es gut bezahlen, sorgen Sie nicht. Ich möchte gern ein Familiengemälde haben, denn so wie Sie mich da sehen, hab' ich die schönste Frau in der ganzen Gegend, und ich wollte, daß Sie mich malten, wie ich auf einem Pfluge sitze, und wie ich gleichsam ausruhe, und wie ich gleichsam

spreche: Die Saat ist in der Erde, und neben mir meine Frau, von Ihrem Wuchs, verstehen Sie mich? wie sie mir mein Mittagsbrot bringt, und wie sie mich ansieht und gleichsam spricht: ich bin recht froh, daß ich deine Frau bin. Auf der andern Seite müßte ihre Mutter stehen, die hab' ich so lieb als meine eigene Mutter, verstehen Sie mich? und die ist noch frisch und munter; die müßte uns lächelnd anschauen und gleichsam sprechen: So recht, meine Kinder, liebt euch und arbeitet, das bringt Glück.»

»Eine sehr liebliche Idee,» antwortete Leonore, erstaunt über den herzlichen Ausdruck in des jungen Mannes Reden, »aber was Ihr da von mir begehrt, ist ein großes Gemälde, und ich fürchte, es übersteiget meine Kräfte.» »Ne, ne, Sie werden das besser machen, als irgend Jemand, und damit Sie sehen, daß es mein ganzer Ernst ist, so zahle ich Ihnen hier fünfundzwanzig Louisd'or auf die Hand, und wenn das Bild fertig ist, so dürfen Sie nur fordern.» Mit diesen Worten setzte er sich auf einen Stuhl, und verlangte durchaus, Leonore solle sogleich anfangen. Diese mußte wider Willen lachen, allein sie schlug das Geld aus, weil es weit mehr sei, als sie verdienen würde. »Wenn ich das Gemälde vollendet habe,» sagte sie, »so mögt Ihr mir geben, was es werth sein mag. Doch gleich auf der Stelle kann ich nicht anfangen. Ich muß erst die Leinwand aufspannen, die Farben

zubereiten.“ »Nun, so will ich unterdessen meine Frau und meine Schwiegermutter holen, die ich im Wirthshause gelassen. Sie werden sehen, daß Sie wohl verdienen, gemalt zu werden.“ Er ging und ließ auf dem Tische die fünfundzwanzig Louisd'or zurück.

Leonore, noch ganz erstaunt über das seltsame Abenteuer, versah sich schnell mit Leinwand und Farben, und beschloß, ihre ganze Kunst aufzubieten, um ein Gemälde zu liefern, das ihr Ehre mache; sie wollte es das ländliche Glück nennen. Kaum hatte sie ihre Zubereitungen vollendet, als sie auch schon mehrere Personen die Treppe herauf steigen hörte, und eine Stimme vernahm, die sie heftig erschütterte, denn es war die ihrer Amme. Ja, Susanne trat herein, von ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne begleitet; den letztern hatte sie vorausgeschickt, um Leonoren auf diese rührende Zusammenkunft vorzubereiten. Die ehrliche Fruchthändlerin war auch nicht zurück geblieben. Leonore stieß einen lauten Schrei aus, und fiel ihrer Amme um den Hals. Thränen erstickten ihre Stimme und die Füße wankten — Susette unterstützte sie. Alle drei in einander verschlungen, erwiesen einander die rührendsten Liebkosungen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Welch ein Gegenstand für Leonorens Pinsel! wäre sie nicht selbst in dieser herrlichen Gruppe eine Hauptfigur gewesen. Susanne fand zuerst die Sprache wieder: »So darf ich dich noch einmal an die

Brust drücken, aus welcher du die erste Nahrung gesogen!" "Und ich" — antwortete Leonore, "ich finde meinen Platz in diesem Herzen wieder!" —

"Geh, geh, du warst nie daraus verbannt." So wenig als aus dem meinigen," fügte Susette, die schöne junge Frau, unter neuen Umarmungen hinzu. "Mein Gott! wie schön du geworden bist!" sagte Leonore. "Das macht, sie ist glücklich," nahm Susanne das Wort, "hier steht ihr Mann. Ich meine, sie hat gut gewählt, und man darf, ohne hochmüthig zu sein, wohl sagen: es ist ein schönes Paar. Wohlan, Jakob, umarme sie doch, sie gehört auch zur Familie."

Der junge Mann drückte Leonoren einen derben Schmatz auf die Wange, und vertrieb dadurch für einen Augenblick die Blässe, mit welcher Kummer und angestrengte Arbeit gewöhnlich ihre Wangen überzogen. Auch die Fruchthändlerin, die treuherzig ihr Botenlohn forderte, wurde dankbar von Leonoren umarmt und ihre zweite Pflegemutter genannt.

"Ihr guten, vortrefflichen Menschen!" rief die Waise, "wie kann ich jemals mein Unrecht wieder gut machen! wie eure Wohlthaten vergelten!" "Wie?" unterbrach Susanne sie lebhaft, "das wollt' ich dir eben andeuten. Besuche uns auf einige Monate, das wird dir wohl thun,

und uns auch. Du scheinst eben nicht sehr gesund zu sein; mußt der Ruhe pflegen, dich erholen. Der Anblick der Gegenden, in welchen du aufgewachsen, und des Schlosses der Frau von Clermont, welches jetzt einem ihrer Neffen zugehört; eine gesunde Nahrung, Bewegung in frischer Luft, Alles das wird dir die Backen wieder so hübsch roth machen wie vormals. Du wirst Butterkuchen und Rahmkäse essen, so viel du Lust hast; und wenn ich bisweilen durch meine Sorgsamkeit dich ermüde, durch mein Geplauder dir lästig werde, nun, so hast du deine Stube für dich ganz allein, da kannst du malen, so viel dir beliebt.»

»Und ich,« fügte Susette hinzu, »ich will täglich mit dir herum laufen, wir wollen die Orte besuchen, wo wir als Kinder froh waren, und wenn ich mit Gottes Hilfe in einigen Monaten auch ein Kind zu stillen bekomme, so sollst du Gevatter stehen. Komm mit uns, mein gutes, liebes Schwesterchen!« »Kommen Sie mit uns, Mamsellchen,« sagte der treuherzige Jakob, »dort können Sie das Familiengemälde, das ich bei Ihnen bestellt habe, noch viel besser machen, als hier.« »Komm!« wiederholte Susanne, »dein alter Pflegevater erwartet dich mit Verlangen, und nur du fehlst mir noch zu meinem Glücke.« Leonore, tief bewegt, drückte wechselsweise die Glieder dieser ehrwürdigen Familie an ihr Herz, und nahm das wohlgemeinte Anerbieten ohne Zaudern an. Für's Erste

mußte Jakob seine fünfundzwanzig Louisd'or wieder einstecken. Dann packte sie zusammen, was sie bedurfte, wobei Susanne und ihre Tochter ihr mit großem Eifer behilflich waren, während Jakob seinen Wagen holte, der mit drei tüchtigen Pferden bespannt war. Man wollte auf der Stelle abreisen, aber das gab die Fruchthändlerin nicht zu. Ihre Frau Gevatterin sammt ihren Kindern (denn Leonoren zählte sie jetzt auch darunter), sollten noch einen leckern Kapaun mit Trüffeln in ihrer Bude verzehren, denn sie habe doch Alles zuerst in's Gleis gebracht. Sie versprach auch, während Leonorens Abwesenheit deren kleine Wirthschaft zu übersehen, Alles rein zu halten, und den Miethzins in ihrem Namen zu bezahlen. Dieser herzlichen Einladung war nicht zu widerstehen. Sie gingen, Leonore von Mutter und Tochter geführt, Jakob das Kästchen tragend, welches alle ihre Kostbarkeiten enthielt, und die Fruchthändlerin beschloß den Zug, indem sie den Schlüssel von der Thüre zog und mit sich nahm. Zu Hause bewirthete sie ihre Gäste mit einer köstlichen Mahlzeit, wie die arme Leonore sie seit langer Zeit nicht genossen, und bei der sie froher war, als je zuvor in glänzenden Zirkeln. Am andern Abend langten die glücklichen Reisenden in der Heimath an, und wurden von Susannens altem Manne mit großer Freude empfangen. Leonore taumelte vor Freuden, als sie das Häuschen wieder sah, in dem sie ihre erste Kindheit verlebte, und das Schloß der Frau von Clermont, und die schönen Wiesen, und alle ihre Spiel-

plätze. Bald färbte die Zufriedenheit ihre Wangen wieder, und mit der Schönheit kehrte auch die jugendliche Fröhlichkeit zurück.

Sie wollte nun das Familiengemälde anfangen, aber in Susannens Wohnung fand sich kein schicklicher Platz dazu. Die kleinen, in Blei gefaßten Fenster gaben kein hinlängliches Licht, und sie beschloß daher, sich im Schlosse ein günstiges Lokal zu verschaffen. Der Neffe der Frau von Clermont, der es jetzt bewohnte, war seit zwei Jahren Witwer, und beschäftigte sich einzig mit der Erziehung zweier Kinder, die aus der glücklichsten Ehe ihm geblieben waren. Die Armen der ganzen Gegend betrachteten ihn als einen Vater, den Frau von Clermont in ihrem Testamente ihnen vermacht, denn den größten Theil seines grosen Vermögens widmete er ihrer Unterstützung. Dabei war er ein leidenschaftlicher Liebhaber der Künste. Herr von Solange (so nannte er sich) empfing Leonoren mit dem lebhaftesten Interesse, und theilte die wehmüthigen Empfindungen, die sich ihrer bemeisterten, als sie die Orte wieder betrat, wo die ersten Lehren der Tugend sich in ihr junges Herz prägten. Auch seine Augen füllten sich mit Thränen, als sie vor dem Bilde der Frau von Clermont weinte. Gern überließ er ihr die Wahl eines Zimmers, um ihre Staffelei darin aufzustellen, und pries sich glücklich, es durch ihre Gegenwart verschönert, durch ihre Talente geschmückt zu sehen.

Leonore wählte dasjenige Zimmer, in dem sie war erzogen worden, und schon am andern Morgen skizzirte sie das Gemälde. Bald trat der kräftige Jakob, auf seinem Pfluge sitzend, aus der Leinwand hervor. Bald gruppirten sich um ihn, wie er es gewünscht hatte, seine Gattin und seine Schwiegermutter. Um dem Bilde noch mehr Leben und Wahrheit zu geben, malte sie sich selbst im Hintergrunde, schwermüthig auf einem Hügel sitzend, den Blick auf das Portrait der Frau von Clermont geheftet.

Dieser Kontrast hob die fröhliche Gruppe im Vorgrunde noch mehr heraus. Das Bild war eines großen Meisters würdig. Susanne und ihre Familie konnten sich nicht genug über die Aehnlichkeit verwundern. Solange erstaunte nicht weniger, und überhäufte die liebenswürdige Künstlerin mit Lobsprüchen, die noch herzlicher in seinen Augen zu lesen waren.

Aber wie angenehm wurde er überrascht und bewegt, als er eines Morgens, nach einer Abwesenheit von einigen Tagen, sich selbst wohl getroffen auf der andern Seite des Gemäldes erblickte, wie er seinen beiden Kindern die Gruppe zu zeigen, und dabei zu sagen schien: »Seht, wie glücklich sie sind. Seid arbeitsam, lebt einig, und bemüht euch selber zu genügen, so werdet ihr nie das Unglück kennen.»

In der Ferne erblickte man das Grabmahl der Frau von Clermont, vor welchem mehrere Landleute ihr Ge-

bet verrichteten, zwei junge Mädchen Blumen streuten, und an dem die Worte zu lesen waren: meiner zweiten Mutter.

Als das Bild fertig war, wollte Solange durchaus nicht zugeben, daß es aus dem Schlosse weggebracht würde. Vergebens behauptete Jakob, mit seinen fünfundzwanzig Louisd'or in der Hand, es gehöre ihm zu. »Es ist unendlich mehr werth!« rief Solange. »All dein Gold kann es nicht bezahlen, und ich erkläre, daß ich mich nimmer davon trennen werde.« — »Und Sie,« fuhr er fort, sich zu Leonoren wendend, »Sie, die Sie mit solchen Talenten ein gefühlvolles, durch Unglück gereinigtes Herz verbinden, helfen Sie mir den Schatz bewahren und verschönern, den meine sterbende Gattin mir hinterlassen. Meine Kinder bedürfen einer zweiten Mutter. Wie könnt' ich besser für sie sorgen, als indem ich diejenige wähle, die, durch Leiden geprüft, mit den Gefahren der Welt vertraut, sie vor Fehltritten schützen, vor gefährlichen Verbindungen warnen kann!« Die Kinder, die Leonoren schon herzlich liebten, hingen sich an sie und riefen: »Sei unsere Mutter! sei unsere zweite Mutter!«

Leonore, überrascht und erschüttert, konnte lange nur durch Thränen antworten. Sie ermannte sich, umarmte die holden Kinder, und sagte, sanft erröthend: »Ja, ihr sollt eure Mutter in mir finden!« »Und du wirst die

Mutter aller Armen sein," fügte Susanne hinzu. Leonore, vom Uebermaß des Gefühls überwältigt, wankte und fiel in die Arme des Herrn von Solange, der entzückt erklärte, daß er in drei Tagen auf dem Schlosse seine Vermählung feiern werde. Diese frohe Neuigkeit lief schnell durch das ganze Dorf. Am bestimmten Tage fand Leonore beim Erwachen ihr Fenster mit Blumen geschmückt, und als sie es öffnete, erblickte sie alle Einwohner des Dörfchens unter demselben, die beim Schalle einer ländlichen Musik, ihr Glückwünsche brachten. An der Spitze der jungen Männer war Jakob; Susanne führte die Mütter an, und Susette die jungen Mädchen. Unter Aller Zujauchzen erschien Solange mit seinen beiden Kindern, die Braut abzuholen. Der Zug ging nach dem Schlosse, wo die Vermählung ohne Prunk, aber im Taumel der reinsten Freude vollzogen wurde. Bei der Tafel saß Susanne neben der Braut, und wurde von dieser als eine Mutter verehrt. Susette war nun wieder ihre geliebte Schwester.

Dem wackern Jakob, der über den Verlust seines Gemäldes noch immer untröstlich war, versprach sie, die mittlere Gruppe für ihn zu kopiren, und, statt des ländlichen Mittagsbrotes, welches Susette ihm brachte, ihr das Kind auf den Arm zu legen, dessen Vater er nun bald werden sollte. Als Pendant zu diesem Bilde wolle sie den glücklichen Augenblick malen, wo Solange ihr seine

Hand angeboten, und sie die ersten Liebkosungen seiner Kinder empfangen. Alle ihre Zusagen erfüllte sie treulich. Ihr Gatte genoß in ihren Armen eines ungetrübten Glückes, und seine Kinder hatten ihre Mutter in ihr wieder gefunden.

Susanne stand, so lange sie lebte, der Oekonomie des ganzen Schlosses vor. Susette wurde die vornehmste Pächterin desselben, und Leonore hob ihr Kind aus der Taufe. Die ehrliche Fruchthändlerin wurde bei dieser Gelegenheit aus Paris geholt, um die allgemeine Freude zu theilen.

In der Folge verzierte Leonore die Zimmer des Schlosses mit vielen Gemälden, welche die verschiedenen Epochen ihres Lebens darstellten.

In der ganzen Gegend segnete man die Wahl des Herrn von Solange, und Jedermann sprach mit Rührung von den beiden Milchschwestern.



Das Journal der Moden.

Die Launen der Mode herrschen unumschränkt. Für die Mode unterwirft man sich jedem Zwange, opfert Ruhe, Gesundheit, oft sogar das Leben. Vor allen gehorchen ihr die Weiber. Mit den Worten: das ist Mode, wird jeder Einwurf beantwortet, jede Albernheit gerechtfertigt, und man glaubt sich geschützt gegen alle Vorwürfe und Kritiken, wenn man nur sagen kann: das ist Mode.

Emma, Tochter des Herrn von Linval, eines Domänenverwalters, war eine der unterwürfigsten Sklavinnen dieser Göttin, die unsere Schönen entzückt und martert. So oft etwas Neues in Paris erschien, es mochte so geringfügig sein als es wollte, so mußte die elegante Emma es haben. Sie war jung, hübsch, außerordentlich schön gewachsen, bewegte sich mit Grazie, und folglich standen ihr auch die abenteuerlichsten Moden gut, und schienen ausdrücklich für sie erfunden zu sein. Der Wohlstand und die blinde Zärtlichkeit ihres Vaters kamen allen ihren Wünschen zuvor. Man betrachtete sie in Gesellschaften als die getreueste Beobachterin der Mode; man bemerkte alles an ihr und nahm zum Muster, was oft ihre eigene Laune erfunden hatte. Es war genug, wenn man sagen konnte: Mademoiselle de Linval trägt es so.

Durch einen so hohen Ruhm fand Emma sich sehr geschmeichelt, und hielt sich für eine außerordentlich wichtige

Person, für das Orakel des guten Geschmacks. Wenn sie in ein Magazin von Seidenwaren kam, so sprach sie über Alles ab, kommandirte, ließ hundert Stücke Seidenzeug auseinander rollen, ehe sie Eines wählte, nannte das Schönste abscheulich, und kaufte endlich das, was am seltsamsten, am abenteuerlichsten in die Augen fiel. Trat sie in das reichste Mode-Magazin des palais royal, so versuchte sie zwanzig Hüte nacheinander, fand keinen einzigen, der ihr anstand, befahl, einen neuen zu machen, der aus mehreren Dutzend Ellen von Band und Flor bestehen, und von vielfarbigen Federbüschen beschattet, vor allen Dingen bald fertig sein und ja keinen Menschen gezeigt werden sollte.

Der Hut wurde gemacht. Sie kam am andern Morgen wieder, und fand ihn detestabel. Vergebens ließ die Modehändlerin sie bemerken, daß er ganz nach ihrer Vorschrift verfertigt worden. »Ja ja,« murmelte sie, »ich weiß wohl, daß ich ihn bestellt habe, aber ich trage keinen Hut, der mir nicht gefällt.« »Indessen habe ich doch die Ehre zu versichern, daß er Mademoiselle sehr wohl kleidet.« — Horriblement! das muß ich besser verstehen. So jung ich bin, so habe ich doch schon mehr Hüte aufprobirt, als Sie in Ihrem Leben gemacht haben.« »Ich bitte sehr um Verzeihung, aber wenn Mademoiselle sich nur entschließen wollte, diesen hier zu betrachten.« — »Nein, sage ich Ihnen; eine Blonde, mit sanftem, schüchternen Blicke, kleidet die Amarantenfarbe nicht.«

»Vielleicht ziehen Sie Lila vor?« — »Lila? o wie fade!« »Oder Lapis lazuli blau?« — »Lassen Sie sehen. Aber das ist so gemein. Vorgestern auf dem Balle, trug es eine meiner Freundinnen, und in einer halben Stunde ist mir die Farbe zuwider geworden. Alles wohl erwogen, werde ich blos einen einfachen italienischen Strohhut nehmen.«

»Ich habe deren sehr schöne.« »Sie müssen dem meinigen eine ganz neue Form geben, und ein Paar Rosen an die Seite heften.«

»Von welcher Farbe? blau vielleicht?« »Ja blau. Das wird pikant sein. Ich will die blauen Rosen in die Mode bringen.«

»Aber Mademoiselle wissen doch, daß es keine blauen Rosen gibt?« »Desto besser! das wird auffallen, Epoche machen. Wir Eleganten ahmen nie nach. Wir haben uns darüber Gesetze vorgeschrieben. Nun? wo sind denn Ihre Strohhüte?« Sie werden vorgewiesen, betrachtet, hin und her gewandt. Emma findet sie anfangs sehr schön, probirt mehrere auf, und drücket sie in hundert verschiedene Formen. Plötzlich wirft sie sie alle weg, und schließt mit ihrer gezierten Nachlässigkeit: »Pfui! ich mag weder Strohhüte noch Lapis lazuli blau. Ich brenne vor Begierde nach der Amarantenfarbe, die Sie mir zuerst gerathen.«

»Ich glaube in der That, daß diese zu Ihrem frischen Teint am Besten passen wird.« »Aber finden Sie nicht, daß sie entsetzlich dicke macht? Ich sehe darin so fett aus als ein Heringsweib. Fi l'horreur! — Sie sehen, Madame, ich bin heute nicht in der Laune, eine Wahl zu treffen.«

»Morgen vielleicht?« »Nein, nein, übermorgen, um dieselbe Stunde, hören Sie?« Mit diesen Worten geht die Krittlerin, hüpft in den Wagen, nachdem sie noch zuvor eine Menge großer Schachteln umgeworfen, und verkündigt überall, daß in den Mode-Magazinen gar nichts mehr zu bekommen sei. Nach diesem Pröbchen wird man schon errathen, daß Emma's Schneider nicht minder von ihren Launen zu erdulden hatte. Ich sage Schneider, weil eine Elegante heutzutage nicht mehr mit Anstand sich von einer Nätherin darf bedienen lassen. Das wäre bürgerlich. Indessen war Emma's sogenannter Schneider doch nichts mehr noch weniger als eine alte Kammerfrau ihrer Mutter, welche Kleider für viele Damen des Hofes machte, und besonders darum hatte Emma sie beibehalten. Diese geschickte und schlaue Nätherin hütete sich wohl, jemals Bemerkungen zu machen, sondern befolgte genau die erhaltene Vorschrift, und wenn sie noch so albern war.

Bald mußte sie für Emma ein sehr langes Kleid verfertigen, bald ein sehr kurzes, bald mit engen, bald mit entsetzlich weiten Ermeln, die bis über die Fingerspitzen fie-

len; doch vor allen Dingen mußten sie stets wie an den Leib gegossen sein, so daß die Elegante sich kaum rühren konnte, ohne das Zeug zu zerreißen, oder die Näthe platzen zu machen. Hinten mußten sie besonders weit ausgeschnitten sein, um wenigstens den halben Rückgrath und das beständige Spiel der Schulterblätter sehen zu lassen. Aber um diese beneidenswerthen Vortheile ganz zu genießen, und diese Erhabenheit des guten Geschmacks zu erreichen, war unumgänglich nothwendig, ein Hemd ohne Ermel zu tragen, und höchstens einen kleinen Unterrock von Batist. So blieben denn die Arme nackend bis zu den Schultern, der Unterleib sehr wenig bedeckt, die Brust entblößt, und durch ein mechanisches Korset mit Gewalt heraufgeschoben, welches Korset zugleich um die Taille so fest geschnürt wurde, daß man kaum athmen konnte. Freilich stand man auf diese Weise große Marter aus, man konnte sich nur mit dem ganzen Körper wenden, und wenn man zum Unglücke etwa das Schnupftuch fallen ließ — welches, aus Mangel an Taschen, in der Hand getragen wurde — so war keine Möglichkeit es wieder aufzuheben; allein man hatte doch das unaussprechliche Vergnügen, sagen zu können: es ist die Mode.

Das Schlimmste bei allen diesen Albernheiten war der Verlust der Gesundheit. Wie konnte auf solche Weise ein zartnervichtes Frauenzimmer in unserm Klima allen Eindrücken der Witterung widerstehen? Besonders beim Her-

ausgehen aus dem Schauspiel oder andern Orten, wo viele Menschen versammelt waren, und wo man plötzlich aus der Hitze in die Kälte tritt, müssen die Schlachtopfer der Mode ihre unvernünftige Nacktheit theuer büßen. Wie viele junge Mütter, wie viele hoffnungsvolle Töchter, wie manche reizende Frau haben wir so hinwelken sehen, blos weil sie dem eitlen Vergnügen, durch eine neue Mode zu glänzen, nicht widerstehen konnten.

Auch Emma fühlte die Wirkungen dieser gefährlichen Thorheit. Unterdrückte Ausdünstung, zurückgetretener Schnupfen und diese ewige Nacktheit verursachten, daß ihre Brust angegriffen wurde und man für ihr Leben fürchtete. Linval bereute jetzt zu spät, den Launen seiner Tochter allzugefällig gefröhnt zu haben; und sie selbst — als ihre schönen Arme abmagerten, ihre Augen den Glanz verloren, ihre Wangen bleichten, ihre Kräfte dahin schwanden und Melancholie an die Stelle des jugendlichen Frohsinns trat — sie selbst empfand schmerzliche Reue, verfluchte die Mode und erlaubte sich gegen ihren Vater herzzerreißende Vorwürfe. Denn oft sind die Kinder so ungerecht, den Eltern zu große Liebe zum Verbrechen zu machen. Die sorgsamste Pflege und die Kunst des Arztes stellten doch endlich die Kranke wieder her, nur blieb eine Schwäche der Brust zurück, welche die größte Behutsamkeit erheischte. Die Hemden ohne Ermel, die ausgeschnittenen Kleider, mußten den Hemden mit langen Ermeln, den warmen Douilletten und

wollenen Unterröcken weichen. Den Kopf bedeckte ein Sammthut, und statt der leichten Taftschuhe, wählte man Schuhe mit doppelter Nath, oder Halbstiefelchen, die gegen Kälte und Nässe schützten. Nach und nach fand Emma's Embonpoint sich wieder ein, die Rosen kehrten auf ihre Wangen zurück, die Augen funkelten wieder, sie war schöner als vor der Krankheit.

Der Gesunde vergißt leicht, was er während seiner Leiden versprach. Auch die genesene Emma konnte dem Reiz der Mode nicht ganz widerstehen, und ohne eben wie vormals eine Sklavin derselben zu sein, brachte sie ihr doch manche Opfer. Der Sammthut verschwand. Er war zu schwer und versteckte das ganze Gesicht. Die Schuhe mit der doppelten Nath wurden weggeworfen; sie drückten den Fuß; man mußte fürchten, Hühneraugen zu bekommen. Endlich entledigte man sich auch der Douilletten; der Frühling machte sie unerträglich. Im Grunde verhüllten sie nur die schönen Arme, den schlanken Wuchs.

Wenn der Vater ihr Vorstellungen über diesen Rückfall machte und sie an die Vorwürfe erinnerte, die er von ihr selbst hatte hören müssen, so verschloß sie ihm den Mund durch einen Kuß und sagte: »Stille, stille, Väterchen! so lange ich noch nicht ganz gesund war, habe ich alle deine Vorschriften auf das Genaueste befolgt; aber warum denn jetzt? Drei Monate lang habe ich von allen den himmli-

schen Moden nicht eine einzige mitgemacht; so ist es doch wohl billig, daß ich mich jetzt dafür ein wenig entschädige.»

»In Gottes Namen,» antwortete der allzunachgiebige Vater, »nur bedenke, was du und ich gelitten haben, und daß an deinem Wohlsein das meinige hängt.»

Im Frühling und Sommer ging es recht gut, obschon die junge Mode-Priesterin oft, ohne daß ihr Vater es wußte, ziemlich auf ihre Gesundheit losstürmte, um nur ihre Reize zur Schau zu tragen. Aber im Anfang des Herbstes stellten sich wieder Brustschmerzen ein, die eben keine Gefahr befürchten ließen, doch neue Vorsichtsmaßregeln nothwendig machten. Man rieth ihr, den Winter in dem mittägigen Frankreich zuzubringen. Linval hatte einen Bruder in Beaucaire, einer der reichsten Kaufleute jener Stadt. Der Vater schlug ihr vor, die böse Jahrszeit bei diesem abzuwarten, überzeugt, daß man dort mit aller möglichen Sorgfalt sie pflegen werde. Emma zweifelte nicht an der Heilsamkeit jenes Aufenthaltes, aber — eine kleine Stadt! fünfzig Meilen von Paris! wie könnte man da leben! mit wem sollte man von Moden, Bijou, Toilette u. s. w. schwatzen? vor wessen Augen Geschmack und Eleganz auskramen? Das hieß vor langer Weile sterben! sich lebendig begraben! Linval, der bereits über einem listigen Projekte brütete, schlug ihr vor, sich von einer geschickten Kammerfrau begleiten zu lassen, die ihr alle Kleider nach Wunsch zuschneiden könnte, und, damit ihre

Entfernung von Paris sie nicht des Glücks berauben möchte, die neuesten Moden sogleich zu erfahren, wollte er auf das Journal der Moden pränumeriren, welches ihr wöchentlich zugeschickt werden sollte. Zugleich versprach er, ihr alle die schönen Sächelchen mit zu senden, die das Journal ankündigen würde, damit sie auch fern von Paris immer nach der neuesten Mode sich kleiden, oder auch selbst die allerneueste erfinden könne, die ihre Kammerfrau dann sogleich erschaffen werde. »Bedenke,« fügte er hinzu, »daß du in Beaucaire den Ton angeben, bewundert, beneidet, und von allen nachgeahmt werden wirst.« Der letzte Grund machte Eindruck. Wenn man in Paris nicht unermeßlich reich ist, so ist es schwer, bei aller Eleganz sich auszuzeichnen; in der Provinz hingegen wird Alles bemerkt, und der einfachste Putz, wenn Grazie ihn schmückt, blendet dort die Augen.

Emma reiste mit ihrer Kammerfrau ab, beladen mit neuen Stoffen, Hüten, Bändern, mit welchen sie bei ihrem Oheim einen triumphirenden Einzug halten, und dem Rufe, der ihr vorangegangen, Ehre machen wollte. In der Expedition des Journals der Moden war sie selbst zuvor noch gewesen, damit es ja pünktlich nach Beaucaire abgesandt würde. Aber kaum war sie fort, als auch ihr Vater sich in diese Expedition begab, und mit dem Redakteur eine Verabredung traf, Kraft welcher in das für Emma bestimmte Exemplar nur solche Dinge eingerückt wurden,

die theils ihrer Gesundheit dienlich, theils erfunden waren, um sie von ihrer unersättlichen und lächerlichen Modegier zu heilen. Jenes von den Damen sehr hochgeschätzte Journal erscheint, wie man weiß, wöchentlich nur Einmal, enthält gewöhnlich sechzehn Seiten und ist mit mehrern illuminirten Kupfern verziert, welche die darin beschriebenen neuen Moden sinnlich darstellen. Linval ließ auf seine Kosten andere Kupfer stechen, die er nach Belieben erfand, und welche dem nach Beaucaire abgehenden Exemplare beigefügt wurden.

Vor allen Dingen sorgte er für die Brust seines lieben Töchterchens. Bald war es eine Redingote von Merinos mit Hermelin gefüttert, welche die Arme bedeckte und über der Brust sich kreuzte; bald ein Spenzer von amaranthfarbener Levantine mit Astracan verbrämt, der den Unterleib warm hielt, und bis unter das Kinn stieg. Dabei las man im Texte des Journals, daß, seit der engen Verbindung zwischen Rußland und Frankreich, das Pelzwerk sehr Mode wäre, und daß kein Frauenzimmer von Geschmack sich zeigen könne, ohne dessen mehr oder minder an sich zu tragen. Dann folgte das Lob der mit Pelz gefütterten Kleider, und eine genaue Beschreibung ihrer Formen, Farben u. s. w.

Emma hatte nichts eiligers zu thun, als diese Moden nachzumachen, und sämmtliche Damen in Beaucaire hatten wiederum nichts eiligeres zu thun, als die elegante Pari-

serin nachzuahmen. Bald sah man nichts als Astracan, Hermelin, Zobel u. s. w. Emma, die entzückte Emma, war die Königin der Moden, und fand nun, daß man auch in der Provinz sich recht gut amüsiren könne. Dabei erholte sich ihre Brust, und die blühendste Gesundheit schmückte ihre Wangen. In der ganzen Gegend sprach man nur von der jungen Pariserin, der schönen Emma. Man folgte ihr auf Spazirgängen, man umringte sie in Gesellschaften, sie empfing überall die süßesten Huldigungen.

Doch als die ersten Frühlingstage erschienen, sehnte sie sich doch ein wenig nach ihrem Vater, nach Paris, nach dem Tempel der Mode, und Linval, der auch schon längst sie vermißte, gab mit Freuden seine Einwilligung zu ihrer Zurückkunft. Um sie aber ganz von ihrer Thorheit zu heilen, ließ er in die letzte Nummer des Mode-Journals, welche ihr geschickt wurde, eine sechs Seiten lange Beschreibung eines ganz neuen Reisekleides einrücken, von einem Kupferstich begleitet. Es hieß darin, daß, seitdem mehrere deutsche Prinzessinen sich in Paris befänden, und den Jagdpartien des Kaisers beiwohnten, alle eleganten Damen sich beeiferten, die Tracht dieser schönen Fremden nachzuahmen, und man fände täglich, von Mittag bis fünf Uhr, in den Tuilerien und auf den Boulevards, nur Frauenzimmer so gekleidet, wie der Kupferstich andeute. Diesen hatte Linval's gute Laune folgender Gestalt zusammengesetzt: ein dreifarbiger Filzhut, oben blau, unter

grün, der Rand gelb; unter dem Kinne gebunden mit einem Bande, das mit Schuppen von vergoldetem Kupfer besetzt war, wie man sie an den Helmen der Dragoner und Kürassiers zu sehen pflegt. Auf diesem Hute erhoben sich drei große schwarze Federn, die in's Gesicht nickten. Ein Amazonenkleid von hellgrünem Tuche mit scharlachrothem Sammtkragen, Aufschläge und Rabatten himmelblau, übrigens mit einer unzähligen Menge von kleinen weißen Knöpfen und rothen Schnüren besetzt. Der Rock stand an der rechten Seite offen, der eine Zipfel durch zwei Quasten aufgeschürzt, wodurch ein Theil des Fußes entblößt wurde. Gelbe Husaren-Stiefeln mit rothen Absätzen, Reiterhandschuhe von Rennthierfell und eine Peitsche in der Hand vollendeten diesen köstlichen Anzug, den das Journal göttlich nannte.

Zwar fand Emma ihn ziemlich abenteuerlich, doch eben seine Sonderbarkeit reizte sie. War sie doch allerliebst gewachsen und hatte ein sehr schönes Bein; zwei Vorzüge, welche durch die neue Tracht besonders herausgehoben wurden, und in der sie folglich in Paris erscheinen wollte. Der dreifarbige Hut, und alles, was sonst zu der polnischen Amazone (wie Linval diese Mode getauft hatte) erforderlich war, hatte ihr Vater ihr geschickt. Sie selbst arbeitete mit ihrer Kammerjungfer Tag und Nacht daran, und genoß das himmlische Vergnügen, völlig so herausgeputzt, den Damen von Beaucaire ihre Abschiedsbesuche zu geben, die sämmtlich vor Begierde brannten, als

polnische Amazonen zu erscheinen, und — den Fabrikanten die Köpfe warm machten, um dreifarbige Hüte zu haben.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als Emma, nach einer Reise von fünf Tagen, in Paris ankam. An demselben Tage sollte Talma, der eine Zeit lang krank gewesen, zum Ersten Male als Manlius wieder auftreten, und Linval, seine Tochter zuverlässig erwartend, hatte eine Loge gemiethet. Alles strömte in's theatre français. Emma wollte sogleich, nach der ersten Bewillkommnung, eine auserlesene Toilette machen, um sich recht glänzend im Schauspiel zu zeigen; allein ihr Vater bemerkte, daß sie im allerneuesten Geschmack gekleidet sei, und daß, wenn sie ihre polnische Amazone anbehalte, sie dadurch gleichsam dem ganzen Publikum zeigen werde, sie komme von einer weiten Reise, sei eben erst aus dem Wagen gestiegen, und habe geeilt, dem Triumphe von Talma's Kunst beizuwohnen. Diese Idee fand Emma's ganzen Beifall. Sie besserte nur ein wenig an ihrem Haar, und folgte ihrem Vater in's Schauspielhaus, wo ihr Erscheinen ganz die Wirkung hervorbrachte, die Linval sich davon versprochen hatte. Ihr Anblick erregte ein allgemeines Gelächter. Anfangs glaubte sie, es gelte einer Person in der Loge neben der ihrigen, aber je mehr sie sich heraus bog, um sich davon zu überzeugen, je schallender wurde das Gelächter, und das ganze Parterre deutete mit Fingern auf sie. Mehrere bekannte Damen traten in die Loge, und hatten Mühe, sie

zu erkennen. Lachend fragten sie: ob Emma aus Armenien oder aus Congo komme? und warum sie sich so toll herausgeputzt habe? Einige meinten gar, sie sei etwas verrückt. In der größten Bestürzung versicherte Emma, das sei die neueste Mode, die sie treulich aus dem Modejournal copirt habe.

Die Damen lachten ihr in's Gesicht, und gaben zu verstehen, man habe ihr einen Streich gespielt. Nie sei weder im Modejournal noch unter den Pariser Damen die Rede von einer solchen bizarren Tracht gewesen. Mit der Glut der Scham auf den Wangen wendete sie sich zu ihrem Vater, sah, daß auch er die Lust zu lachen nicht länger unterdrücken konnte, und errieth nunmehr den Erfinder der neuesten Mode, den Redakteur ihres Modejournals. Sie machte gute Miene zum bösen Spiel, nahm sogleich ihren dreifarbigen Hut ab, bedeckte ihre hellgrüne Amazone mit dem Shawl einer ihrer Freundinnen, und lachte selber über den Anzug, der ihr nun eben so komisch als abscheulich vorkam, sobald die Mode ihn nicht mehr schützte. Das Abenteuer brachte sie zur Vernunft, und sie erkannte, daß, wenn man jung und hübsch ist, man wohl der Mode einige Opfer bringen darf; aber daß man eine Thörin ist, wenn man allen ihren flüchtigen Launen fröhnt, um ihretwillen sich Zwang anthut, lächerlich macht, die Gesundheit und oft das Leben wagt.



Die kleine Wirthschaftsgehilfin.

Doricourt, ein Bankier, hatte seine Tochter an St. Alme, einem jungen Manne von Stande, verheirathet, der sich in seinem Geschäfte sowohl durch Arbeitsamkeit als Verständigkeit ausgezeichnet hatte. Es machte dem Alten Vergnügen, ihn für die Tücke zu entschädigen, die das Schicksal ihm bewiesen; auch wurde Doricourt selbst für seine Großmuth durch seiner Tochter glückliche Ehe belohnt. Geschmack und Charaktere paßten zu einander, Reichthum und Schönheit von Seiten der jungen Frau; Talente, Offenheit, Liebenswürdigkeit von Seiten des Mannes. Ein Pfand der Liebe verdoppelte das Glück dieser Familie. Eine Tochter wurde geboren, zur Freude der Eltern, und besonders des Großvaters, der ihr den ersten Kuß gab und sie Lilia nannte.

Aber wenige Monate nach der Geburt dieses Kindes schien das launenhafte Glück müde zu sein, Doricourt mit seinen Gaben zu überschütten. Zahlreiche Bankerotte raubten ihm einen Theil seines Vermögens; sein geliebter Eidam wurde das Opfer einer schmerzhaften Krankheit, die er durch unmäßiges Arbeiten sich zugezogen. Er starb, ehe noch Lilia den Vaternamen stammeln konnte. Doricourt und seine Tochter, durch diesen Verlust zu Boden geworfen, suchten einander zu trösten, oder vielmehr, sie weinten miteinander. Nur die lächelnde, mit jedem Tage

schöner werdende Lilia an der Mutter Brust konnte auf Augenblicke ihren Gram mildern, und schon las die Liebe des Großvaters, gleich der Mutterliebe, in ihren sanften Augen alle die trefflichen Eigenschaften ihres zu früh entrissenen Vaters. Nach und nach verwandelte sich ihr Lallen in Stammeln, ihr Stammeln in Worte, sie ging allein, sie wuchs, ihre Kräfte nahmen zu, Schönheit und Grazie nicht minder, und die ersten Ergießungen ihres Herzens berechtigten zu den süßesten Hoffnungen. Doricourt wurde nicht müde, dem holden Kinde zu liebkosen. Auf der Straße, auf Spazirgängen trug er es auf dem Arme; es kam fast nicht aus seinem Kabinette, bei Tische saß es neben ihm, es schlief in einem Zimmer, das an das seinige stieß. Kurz, Lilia war sein Reichthum, sein Glück, sein Leben!

Des Großvaters zärtliche Sorgfalt machte oft die der Mutter überflüssig, und da Madame St. Alme noch jung und sehr schön war, so beschloß sie, nach dem ersten Witwenjahre der strengen Einsamkeit zu entsagen. Sie trat wieder in die große Welt, fand Gefallen an ihr, bezauberte hinwiederum Jedermann durch Talente und Schönheit, und wählte endlich einen zweiten Gatten, der ihr nun ein dauerhaftes Glück zu versprechen schien. Er hieß Coulanges, war Hauptmann von der Artillerie, mit einem Orden geziert, in seinen besten Jahren und von anerkanntem Verdienste.

Aber Doricourt billigte diese zweite Heirath nicht. Er fürchtete, daß, wenn der Kinder mehrere kämen, seine Lilia etwas von der Zärtlichkeit ihrer Mutter einbüßen würde. Auch mißfiel ihm, trotz aller guten Eigenschaften seines neuen Eidams, ein gewisser roher Ton, der sowohl in dessen Manieren, als in der Unterhaltung mit ihm oft hervorstach, den sein Stand freilich entschuldigen mochte, der aber dem Großvater Bangigkeit einflößte für die Erziehung und das Schicksal seiner geliebten Lilia. Seine Ahnungen trogen ihn leider nicht. Sobald Coulanges sich einmal im Besitz der schönen Witwe sah, that er sich keinen Zwang mehr an, sondern ließ seinem ungestümen Charakter freien Lauf, den nur die unerschütterliche Sanftmuth seiner Gattin zähmen konnte. Lilia erfuhr bald die Wirkungen dieses Ungestüms. Man muß Vater sein, um den kleinen Eigensinn der Kinder, ihr Geschwätz, ihr Geschrei mit Geduld zu tragen. Freilich war Lilia fast immer sanft und fröhlich, aber es kamen doch auch bisweilen Augenblicke, wo die Kindheit ihre Rechte behauptete. Nun vergriff sich zwar Coulanges nie an ihr, allein bald erschreckte er sie durch seinen Schnurrbart, durch seine schwarzen, blitzenden Augen, bald jagte er sie vom Tische, wenn sie weinte, oder nahm ihr das Spielzeug weg.

Nach Jahr und Tag wurde auch er Vater. Seine Gattin gebar eine zweite Tochter, Leontine, die sie, gleich der ersten, selbst stillen wollte, damit sie ihr gleich lieb würde, und der Mann ihr nie vorwerfen könne, daß

sie eins der Kinder dem andern vorziehe. Auch in ihm erwachten nun die väterlichen Gefühle. Den ganzen Tag trug dieser furchtbare Artillerie-Hauptmann die kleine Leontine auf seinen Armen, beschwichtigte sie, wenn sie schrie, fuhr sie in einem kleinen Wagen, kam allen ihren Wünschen zuvor, unterwarf sich allen ihren Launen, mit einem Worte, er wurde ihr Sklave. Auch auf Lilia hatte diese Verwandlung einen günstigen Einfluß. Er fuhr sie seltener an, gab ihr seltener Verweise, und durch ihre himmlische Sanftmuth gewann sie nach und nach sein Wohlwollen. Besonders rührte ihn die zarte Anhänglichkeit, die sie ihrer kleinen Schwester bezeigte. Sie eroberte dadurch einen Platz in seinem Herzen, und als er bald darauf zur Armee abreiste, nahm er sie zum ersten Male auf seine Arme und küßte sie recht zärtlich. Zwei Jahre hindurch wohnte Coulanges dem Kriege in Deutschland bei, wo er durch seine Tapferkeit sich so auszeichnete, daß er auf dem Schlachtfelde zum Oberst ernannt wurde. Nach dem Frieden kehrte er zu seiner schönen, angebeteten Gattin, zu seiner geliebten Leontine zurück. Diese ging damals in ihr viertes Jahr. Sie schwatzte unaufhörlich, das nannte ihr Vater geistreich; sie war boshaft, das hielt er für Schelmerei; sie war neidisch, das galt ihm für Charakter; kurz, er schwur, sie sei das liebenswürdigste Wunderkind, das er in seinem Leben gesehen.

Indessen konnte er doch, trotz aller väterlichen Vorgunst, nicht läugnen, daß die siebenjährige Lilia weit

hübscher sei, als Leontine. Härte, Stolz und Hohn verzerrten das Gesicht der letztern, Sanftmuth und Lieblichkeit belebten das der erstern. Jene neckte und empörte die Bedienten durch Uebermuth und Launen, diese gewann alle Herzen durch zuvorkommende Anmuth. Leontine wurde gefürchtet und vermieden, Lilia gesucht und angebetet. Dieser Vorzug, den alle Leute im Hause, und selbst die Freunde des Obersten oft zu erkennen gaben, erweckte in seinem Herzen eine Eifersucht, welche nach und nach die Zuneigung für Lilia vertilgte. Da auch der vernünftigste Mensch nicht mehr konsequent ist, sobald eine Leidenschaft ihn verblendet, so fing er an zu behaupten, die naive Grazie seiner Stieftochter sei Koketterie, ihre Anmuth ein fades Wesen, ihr Zuvorkommen Heuchelei, ihre Kenntnisse bloßes Gedächtnißwerk.

Diese Ungerechtigkeit empörte den Großvater, der, obschon des Alters körperliche Schwäche bei ihm sich spüren ließ, doch eine Lebhaftigkeit des Geistes und Wärme des Herzens sich erhalten hatte, die ihm den Muth gaben, seine Enkelin mit dem ganzen Ansehen eines Familienhauptes zu vertheidigen.

Der Krieg in Deutschland brach wieder aus. Der Oberst Coulanges mußte sich noch einmal von Gattin und Tochter trennen; er reiste diesmal ab, ohne Lilia zu küssen, und blieb zwei Jahre entfernt. Er behauptete auch diesmal seinen alten Kriegsruhm, trug zum Gewinn einer

entscheidenden Schlacht bei, wurde General, und empfing den großen Adler der Ehrenlegion, mit ansehnlichen Einkünften verknüpft.

Leontine trat nun in ihr neuntes Jahr, Lilia in das zwölfte. Als jene ihren Vater mit Ehrenzeichen geschmückt, als einen der berühmtesten Generale wieder sah, wurde sie so stolz darauf, daß sie sich weit über ihre Schwester erhaben glaubte. Diese Ueberlegenheit ließ sie jeden Augenblick sie fühlen, und nannte sie die Kaufmannstochter, die kleine, bürgerliche Person. Lilia schwieg zu allen diesen Unarten; hingegen rächten Alle, die das Haus besuchten, sie durch Liebkosungen und Lobsprüche an der hochmüthigen Stiefschwester. Allein oft bemerkte das der General, und — war es nun väterliche Verblendung oder natürliche Rohheit — die arme Lilia mußte ihre Vorzüge durch tausend Demüthigungen abbüßen, die sie freilich noch schüchterner, aber auch noch interessanter machten. Eines Tages erhob sich ihretwegen ein lebhafter Streit zwischen ihrem Großvater und Stiefvater. Jener machte seinem Eidam verdiente Vorwürfe über sein Betragen gegen Lilia. Coulanges wurde hitzig, und vergaß sich am Ende so sehr, dem alten Manne zu erklären, ein Jeder sei Herr in seinem Hause.

»Das heißt so viel,« sagte der Greis, »ich bin nicht mehr in meinem Hause. Ich werde den Wink benutzen.« Gleich am andern Morgen zog Doricourt aus, trotz

der Entschuldigungen, durch die Coulanges seinen Ungestüm wieder gut machen wollte, trotz der Bitten seiner Tochter und den Thränen seiner Enkelin. Er begab sich auf ein Landhaus, welches er am Ufer der Seine besaß. Da seine Umstände nicht mehr glänzend waren, und sein Stolz ihn hinderte, von seinen Kindern etwas anzunehmen, so ließ er sich blos von Margarethen, seiner alten Köchin, begleiten, die ihm schon seit dreißig Jahren diente, und ihn nimmer verlassen wollte.

Im Grunde war der General froh, einen lästigen und strengen Beobachter los zu sein, und seine Gemahlin, theils durch die große Welt zerstreut, theils ihrem Manne zu mißfallen, über Alles fürchtend, fand sich mit Ergebung in die Trennung von ihrem alten Vater. Leontine vollends, die nicht selten von ihm gehofmeistert worden war, freute sich hämisch über seine Entfernung. Nur Lilia und Germain, der alte Kammerdiener des Generals, fühlten sie wahrhaft und schmerzlich. Anfangs ließ die Frau Generalin sich noch oft genug nach dem Befinden ihres Vaters erkundigen. Der General hatte auch eine sehr lebhafte Unterhaltung mit ihm, und schwur, als er ihn verließ, daß er den mürrischen, unbeugsamen Alten in seinem Leben nicht wiedersehen wolle. Indessen schickte Frau von Coulanges immer noch von Zeit zu Zeit den alten Kammerdiener zu ihrem Vater, doch nach und nach vernachläßigte sie auch diese Pflicht, nicht eben aus strafbarer

Gleichgiltigkeit, sondern aus unwillkürlicher Vergessenheit, die gewöhnliche Wirkung des wüsten Lebens in der großen Welt. Doricourt empfand diese Vergessenheit sehr tief, und, was ihn vollends erbitterte, war — als er nach einigen Monaten begehrte, man solle ihm Lilia auf eine Woche zusenden — daß der General es nicht zugab und seine Gattin nicht den Muth hatte, es durchzusetzen.

Das brachte den Greis dermaßen auf, daß er seinem Eidam und seiner Tochter ausdrücklich verbot, jemals wieder vor seinen Augen zu erscheinen, weil ihre Gegenwart seine Ruhe stören würde.

Den General, dessen Herz im Grunde vortrefflich war, betrübte dieser gänzliche Bruch aufrichtig. Er wandte Alles an, um seines Schwiegervaters Achtung und Freundschaft wieder zu gewinnen, allein Doricourt, nicht weniger reizbar, und vielleicht mit einem eben so harten Kopfe als sein Schwiegersohn, blieb unbeweglich und kam nicht nach Paris zurück. So verstrichen sechs Jahre. Stolz oder Hartnäckigkeit machten ihn taub gegen alle Bitten; und er widerstand sogar dem Verlangen, seine geliebte Lilia wieder zu sehen, die nun siebzehn Jahre alt, und so schön geworden war, daß Jedermann sie bewunderte, dabei so gut, daß Jedermann sie liebte. Leontine hingegen besaß keine Grazie, keinen Reiz, hatte gemeine Züge, in welchen blos der Stolz auf ihres Vaters Verdienste zu lesen

war, dessen ganzen Ungestüm sie zeigte, ohne durch eine seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften diesen Fehler wieder gut zu machen.

Natürlich wurde in allen Gesellschaften Lilia hervorgezogen, Leontine fast nicht bemerkt. Neidisch und boshaft klagte sie darüber gegen ihren Vater, welcher beschloß, die arme Waise in eine von Paris entfernte Pension zu bringen, damit sie dem Glücke seiner Tochter nicht im Wege stehen möchte. Erst, wenn diese verheirathet sein würde, wollte er sie zurückkommen lassen. Die schwache Mutter willigte darein, und der gute Germain erhielt den Auftrag, insgeheim eine schickliche Pension zu suchen, wohin er Lilia begleiten, sie dann wöchentlich besuchen, und ihr Alles bringen sollte, was ihre Verbannung erleichtern könnte. Immer war der ehrliche Kammerdiener von Zeit zu Zeit bei dem alten Doricourt gewesen, und jedesmal hatte er ihm einen Brief von Lilia gebracht, die einzige, von der er noch Merkmahle der Liebe und Theilnahme empfangen wollte. Als Germain das letzte Mal ihn sprach, trug der Greis ihm auf, ihm ein Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren zu verschaffen, welche der alten Margarethe in der Wirthschaft behilflich sein, und besonders in deren zänkische Launen sich fügen könnte. Lilia hatte das erfahren, und auf der Stelle entwarf sie einen Plan, der ihres Herzens würdig war. Germain nämlich sollte sie als seine Nichte oder Pathe dem Alten vorstellen, bei dem sie bleiben, den sie pflegen wollte, wäh-

rend ihre Mutter und Stiefvater sie in einer Pension, etwa in einer kleinen Stadt unweit Paris glaubten. Unter dem Namen Javotte, und in einer diesem Namen gemäßen Tracht wollte sie vor Doricourt erscheinen, der sie nicht erkennen würde, so wenig als Margarethe, da sie seit der Trennung um einen ganzen Kopf gewachsen sei, und alle ihre Züge sehr verändert habe. Wenn sie nun vollends die bäurische Sprache ein wenig nachahmte, so meinte sie, habe es keine Gefahr, entdeckt zu werden. Germain fand den Einfall wohl sehr gut, aber — würde sie auch ihre Rolle auf die Länge gut spielen, die Geschäfte, die man von ihr begehrte, verrichten können?

»Laß mich nur machen,« sagte Lilia, »und besorge nichts. Ich werde mich bei meinem guten Großvater, und selbst bei der zänkischen Margarethe so einschmeicheln, daß man mir wohl gut werden soll, und — mit Gottes Beistand — wer weiß — aber ich kann dir jetzt nichts weiter sagen. Sei mir nur behilflich zu meinem guten Werke.«

Dem zufolge meldete der willige Germain dem General, er habe zu Pontoise eine schickliche Pension gefunden, wo man bereit sei, Fräulein Lilia aufzunehmen. Man war erfreut, ihrer los zu werden; sie selbst stellte sich tief betrübt über die Trennung von Mutter und Schwester, und begab sich mit dem getreuen Kammerdiener auf den Weg. Statt aber nach Pontoise zu gehen, verweilte sie nur so lange in einem Wirthshause, als nöthig war,

um sich ihrem neuen Stande gemäß anzukleiden; dann ging es geradesweges zu dem alten Doricourt, dem sie als Germain's Verwandte angekündigt worden. Sie fügte zu ihrer Verkleidung noch eine so naive, ländliche Einfalt, daß es unmöglich war, sie zu erkennen. Auch hegte der Greis nicht den mindesten Verdacht, aber beim ersten Anblick gefiel ihre Gestalt sowohl ihm, als Margarethen. »Sei willkommen, mein schönes Kind,« sagte er freundlich.

»Also eine Waise?« fügte Margarethe mitleidig hinzu.

»Ach ja, meine liebe Madame, das macht, weil mein Vater und meine Mutter gestorben sind.«

»Wo bist du her?«

»Aus dem Dorfe Asnières, gerade der Fähre gegenüber.«

»Ist das dein erster Ausflug?«

»Ach ja, mein guter Herr.«

»Kannst du nähen, spinnen, stricken, waschen?« fragte Margarethe mit großer Geläufigkeit der Zunge.

»Ei, Sie fragen auch zu viel auf einmal, meine liebe Madame. Was ich noch nicht kann, werde ich von Ihnen lernen, denn Sie sehen mir aus, wie eine recht brave Madame.«

Bei diesem kleinen Komplimente glätteten sich auf einen Augenblick alle Runzeln in Margarethens Gesicht. »Es wird wohl gehen,« meinte sie. Lilia fuhr sehr naiv fort: »mein Herr Vetter hat mir freilich wohl gesagt, Sie

wären bisweilen etwas wunderlich, aber ich will schon mit Ihnen fertig werden, denn sehen Sie, ich lache gern, ich singe gern.»

»Desto besser!« rief Doricourt, »das wird mich ergetzen. Weißt du, Margarethe, daß sie ein recht hübsches Kind ist?«

»Das hat man mir im Dorfe auch wohl gesagt, aber unser guter Pfarrer meinte, Schönheit von außen wäre nichts, inwendig müßte sie stecken.»

»Ganz recht,« murmelte die Alte, »sie ist sittsam und fromm, aus der läßt sich schon etwas machen.»

Germain, der das Lachen kaum verbeißen konnte, hielt nun seiner kleinen Muhme noch eine lange Predigt, wie sie sich künftig zu verhalten habe, erinnerte sie, daß er Bürge für sie geworden, und daß er hoffe, sie werde seiner Bürgschaft Ehre machen. Dann empfahl er sie der Güte des Herrn, der Nachsicht der Alten, und kehrte eilig nach Paris zurück, um seiner Herrschaft anzuzeigen, Lilia befinde sich zu Pontoise und hoffe, sich bald in ihre neue Lage zu finden.

So war denn nun die kleine Wirthschaftsgehilfin bei ihrem Großvater eingeführt und machte sich bald beliebt. Margarethe fand sich sehr erleichtert durch ihren flinken Beistand, und Doricourt wurde oft überrascht und gerührt von Javotte's zärtlicher Sorgfalt für ihn. Kaum hatte er irgend ein Verlangen geäußert, so war es auch schon erfüllt. Es kam ihm vor, als sei sein Thee,

sein Kaffee, seine Chokolade nie besser zubereitet worden; und Margarethe bekräftigte, nie sei das Gemüse reinlicher behandelt, nie ihre runde Mütze besser gewaschen und die zahlreichen Löcher in derselben sorgfältiger gestopft worden; vor allen Dingen habe man ihr nie so guten Schnupftabak eingekauft.

Lilia war nicht minder zufrieden. Es machte sie so glücklich, wenn ihr Großvater den Arm auf sie stützte, sie unter das Kinn faßte, sie Liederchen singen, oder Mährchen erzählen ließ, und dabei im Schatten eines Baumes sanft entschlummerte.

Als er eines Tages auch so schlief, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, ihn zu umarmen, ein Glück, das sie in ihrer Kindheit so oft genossen, und seitdem so schmerzlich hatte entbehren müssen. Sein ehrwürdiges, von schneeweißem Haar umwalltes Gesicht schien ihr so reizend — sie schlich auf den Zehen näher, und drückte leise, leise einen Kuß auf seine Stirn.

Aber Doricourt erwachte dennoch. Alsobald ergriff Lilia die nahe stehende Gießkanne und fing an, die Blumen ringsumher zu begießen, als ob nichts vorgefallen wäre.

»Das ist doch sonderbar,« sagte der Alte, indem er sich die Augen rieb, »schon lange habe ich dergleichen nicht empfunden.«

»Fehlt dem gnädigen Herrn etwas?«

»Nein, nein — im Gegentheil — ich glaubte — ich fühlte — vermuthlich ein Traum.«

»Was fühlte denn der gnädige Herr?«

»Ich träumte, ich wäre in Paris mitten unter meinen Kindern.« —

»Ei das ist ein gutes Zeichen, aber besser noch, wenn es wahr wäre.« —

»Ich lag in ihren Armen — mein Herz öffnete sich.« —

»Das will ich wohl glauben. Nur unter den Seinigen ist man glücklich.«

»Es kam mir vor — wahrhaftig es kommt mir fast noch so vor — als ob meine gute Lilia mir einen Kuß gäbe — einen so sanften Kuß — er drang mir in's Herz.«

»Wer ist denn diese Lilia?« kaum konnte sie bei dieser Frage ihre Rührung verbergen.

»Meine Enkelin,« seufzte Doricourt, »ein Engel von Schönheit und Güte!«

»Das ist kein Wunder, sie ist von Ihrem Blute.«

Seit sechs Jahren hab' ich sie nicht gesehen! ja, seit dem 21. März 1805.« —

»Warum denn nicht?«

»Ihre Eltern geben es nicht zu.«

»Ihre Eltern? ei ist denn der Herr ihr nichts? Hat sie denn etwas näheres und lieberes auf der Welt als ihren Großvater? Ich habe auch einen Großvater, ich, und ich fühle wohl, daß, wenn man mich verhindern wollte, ihn zu sehen — ich weiß wohl was ich thäte — ich wollte schon zu ihm kommen, recht nahe, ganz nahe.« —

»Wer sollte es glauben, daß ihre eigene Mutter, meine eigene Tochter sich widersetzt!«

»Ihre Tochter? das kann nicht sein. Sie darf also nicht thun, was sie will? sie hat vielleicht einen Mann, der ihr die Faust auf's Auge drückt? ja, dann ist eine arme Frau wohl mehr zu beklagen als zu tadeln — und sehen Sie, gnädiger Herr — ich kenne Ihre Frau Tochter nicht, aber ich wollte meine Hand für sie in's Feuer halten, daß sie einen solchen Vater nie vergessen konnte. Ach es gehört so wenig dazu, um Familien zu entzweien! im Dorfe sieht man das oft genug, und wohl noch öfter unter den reichen, vornehmen Leuten. — Aber die Sonne geht unter, der Thau fällt, das könnte dem Herrn schaden. Kommen Sie hinein. Geben Sie mir den Arm und glauben Sie mir, ein Vater, wie Sie sind, wird nie verlassen — nein nie!»

Dergleichen Gespräche knüpften sich noch öfter an, und jedesmal verbarg Lilia ihre Rührung unter ländlicher Einfalt und Offenheit, jedesmal vertheidigte sie ihre Mutter mit so naiver Herzlichkeit, daß Doricourt nach und nach zu glauben anfing, seine Tochter sei nur strafbar aus Schwäche gegen einen umgestümen despotischen Gatten.

Sechs Monate war Lilia nun bei ihrem Großvater, der, sowohl als Margarethe, entzückt von ihr war; auch wurde sie von allen Nachbarn geliebt. Man sprach überall nur von der flinken, hübschen, sittsamen kleinen Wirthschaftsgehilfin. Des Gerichtsschreibers Sohn, selbst der Schulmeister im Dorfe, und sogar der Neffe des Steuer-Einnehmers wollten sie heirathen; aber Javotte erklärte rund heraus, sie werde ihren alten Herrn, so lange er lebe,

nicht verlassen, und Doricourt, von dieser Anhänglichkeit tief gerührt, schwur leise, er wolle das liebe Kind in seinem Testamente nicht vergessen.

Leontine war indessen sechzehn Jahr alt geworden. Daß sie jetzt mit ihrer ältern Schwester nicht mehr verglichen werden konnte, war ihr allerdings vortheilhaft. Ihres Vaters Rang, Ansehen und Reichthum verschafften ihr mehrere Freier, unter andern einen Stabsoffizier, der unter ihrem Vater gedient hatte. Diesem wurde sie zugesagt. Ihre Mutter glaubte, bei dieser Gelegenheit müsse man doch wohl Lilia aus der Pension abholen lassen. Der General, der jetzt für seine Tochter nichts mehr zu fürchten hatte, willigte darein, und Germain erhielt den Auftrag, sie zu holen, doch nicht eher, als den Tag vor der Vermählung, und den Tag nach derselben sollte sie wieder zurückkehren. Das meldete Germain seiner kleinen Muhme, die ihre Herrschaft um Erlaubniß bat, sich auf drei Tage zu entfernen, um der Hochzeit einer Schwester beizuwohnen.

Am bestimmten Vorabend kam sie nach Paris, sah ihre Mutter wieder, und überhäufte Leontinen mit Liebkosungen. Der General bemerkte mit geheimer Zufriedenheit, daß ihr Teint nicht mehr so blendend weiß sei als ehemals, und daß sie, fern von der großen Welt, auch etwas von der ihr eigenthümlichen Grazie verloren habe.

Am andern Tage wurde die Vermählung auf das prächtigste gefeiert. Es wimmelte von vornehmen Gästen. Die kleine häßliche Braut war mit Diamanten bedeckt, be-

ren Schimmer anfangs Aller Blicke auf sich zog; allein kaum erschien Lilia, so hefteten sich Aller Augen nur auf sie. Die Einfachheit ihrer Kleidung vermehrte nur ihre Reize. Man sah nur sie, man beschäftigte sich nur mit ihr.

»Ich wußte nicht,« sagte der Bräutigam, indem er mit sichtbarer Bewegung sie anredete, »ich wußte nicht, daß ich so glücklich sein würde, eine so schöne Schwägerin zu besitzen.«

»Wenn Sie das Glück meiner Schwester machen,« antwortete Lilia bescheiden, »so werd' ich Sie mit Vergnügen meinen Bruder nennen.«

»Aber wie kommt es denn,« fragte ein vorwitziger junger Page des Kaisers, »wie kommt es denn, da Sie die älteste, und so schön sind, daß man Ihre Schwester vor Ihnen verheirathet?«

»Weil man zur Gattin nur die Verdienstvollste wählt,« erwiederte Lilia, indem sie ihrer Schwester Hand an ihr Herz drückte, und hinzufügte, »meine Schwester kennt mich, und weiß, daß ich nicht eifersüchtig darüber bin.«

Kurz, Lilia schien die Königin des Festes. Jedermann wünschte der Mutter zu einer solchen Tochter Glück. Mehrere Waffenbrüder des Generals gaben ihm zu verstehen, daß sie sich glücklich schätzen würden, ihre Hand zu erhalten. Leontinen verzehrte der Neid unter der Last ihrer Brillanten: der Stiefvater grollte insgeheim, und gleich am andern Morgen mußte Lilia nach Pontoise zurückkehren. Auf eine Verbindung wie die, welche Leontine getroffen,

hieß es, könnte sie doch keinen Anspruch machen; bei allen den prächtigen Festen, die auf die Vermählung folgen sollten, würde sie nur Geschmack an einer Lebensart einsaugen, die das Schicksal ihr nicht angewiesen habe, und folglich könnte sie leicht sich unglücklich dabei fühlen.

Die immer gefällige Frau von Coulanges ergab sich diesen Gründen, und Lilia ging nach Pontoise, oder vielmehr zu ihrem Großvater zurück, pflegte sein Alter mit der kindlichsten Zärtlichkeit, und fand höhern Genuß in diesen sanften Freuden, als in dem geräuschvollen Hotel ihres Stiefvaters.

»Nun Javotte — fragte Doricourt — hast du dich auf der Hochzeit gut amüsirt?«

»O ja, gnädiger Herr, aber bei Ihnen ist mir's doch lieber.«

»Wenn ich gewollt hätte,« fuhr der Greis fort, »so hätte ich selber einer Vermählung beiwohnen können, die gestern in meiner Familie gefeiert wurde. Eine meiner Enkelinnen hat einen Obersten geheirathet, und man hat mich dringend gebeten. Aber das Betragen des Generals gegen mich, die Schwachheit meiner Tochter, ihre Gleichgiltigkeit gegen ihren Vater, ihre empörende Ungerechtigkeit gegen meine gute Lilia, die sie mir versagt und doch von sich verbannt haben; Alles das befestigt eine ewige Kluft zwischen uns: ich werde sie nie wiedersehen! nein nie!«

Javotte, die sich bei dem Alten sehr eingeschmeichelt und schon große Gewalt über ihn hatte, gab sich auf's

neue alle Mühe, ihn zu besänftigen, besonders ihm die vorgefaßte üble Meinung von seiner Tochter zu benehmen. Nach und nach wußte sie auch geschickt seinen Widerwillen gegen den General zu mäßigen, und endlich ergriff sie eine günstige Gelegenheit, die der Zufall darbot, um eine Zusammenkunft zwischen beiden zu bewerkstelligen, die sie schon längst herbeizuführen gesucht, und die, wenn ihre Hoffnungen sie nicht betrogen, für alle Leiden sie reichlich entschädigen sollte.

Sie erfuhr durch Germain, daß die Neuvermählten mit ihren Familien zu einem Verwandten des Generals, nach dem Schlosse Marsan bei Corbeuil eingeladen waren, und daß sie an dem und dem Tage, zu der und der Stunde auf der Straße längs der Seine, durch den schönen Park von Petitbourg, ganz nahe bei ihres Großvaters Aufenthalte vorbeikommen würden. Das schien dem guten Mädchen ein Wink des Himmels.

Doricourt hatte seit einiger Zeit keine Beschwerden vom Podagra empfunden. Javotte predigte ihm so oft, er müsse der frischen Luft genießen, sich Vergnügungen machen; sie schilderte ihm den Park von Petitbourg so reizend, sie versprach, ihn so sanft zu geleiten, daß er sich endlich überreden ließ, mit ihr zu lustwandeln. Er hatte denn auch einmal seine besten Kleider hervorgeholt, sein weißes Haar selbst geordnet, und ging nun an Javottens Arm, die auf dem ganzen Wege mit ihrer naiven Fröh-

lichkeit ihn unterhielt. Er gestand, er sei seit langer Zeit nicht so vergnügt und so gesund gewesen.

Sie kamen in den Park und ergetzten sich eine Zeit lang an den Schönheiten dieses reizenden Aufenthaltes. Dann führte Javotte den Greis unvermerkt auf die Landstraße, und kaum waren sie eine Viertelstunde darauf gewandelt, als sie schon von ferne eine Menge glänzender Equipagen erblickten. Javotte, der das Herz gewaltig klopfte, schlug vor, einen Augenblick zu verweilen, um den Zug vorbei fahren zu sehen. Doricourt ließ es sich gefallen und meinte, es wäre irgend ein vornehmer Herr, oder wohl gar der Kaiser selbst. Doch kaum war der erste Wagen ihm gegenüber, als er plötzlich schreien hörte: Gott! mein Vater! halt! halt! — Der Wagen wurde aufgerissen, Madame de Coulanges stürzte sich heraus, schloß den Greis in ihre Arme und schluchzte an seinem Halse.

»Bist du es?« sagte Doricourt und strebte sich loszuwickeln. »Wie hast du mich erkannt? wir haben uns ja so lange nicht gesehen?«

»Vergebung, mein Vater! rauben Sie mir den schönsten Augenblick meines Lebens nicht!« Sie umschlang ihn auf's neue mit kindlicher Innigkeit. Indessen war auch der General nebst seiner Tochter und seinem Eidam ausgestiegen, so wie die ganze, in den übrigen Equipagen vertheilte Gesellschaft. Coulanges vereinte seine Bitten mit denen seiner Gattin, stellte dem Greise seine Tochter und ihren

Gemahl vor," bekannte laut sein Unrecht und wie viel er dabei gelitten, ergriff eine Hand des Alten, legte sie auf sein Herz und sagte tief bewegt: »Ihr Platz war immer hier, warum weigern Sie sich, ihn wieder einzunehmen?»

»Was seh' ich!» rief Leontine, indem sie Lilia erblickte, die sich Aller Augen zu entziehen suchte, »was seh' ich! das ist meine Schwester!»

Doricourt stutzte. »Wie, meine kleine Wirthschafterin?» —

»Ja, es ist Lilia!» rief Madame de Coulanges, ihre Tochter erkennend, »ha! nun seh' ich klar! wie ungerecht war ich! und wie vollkommen ist sie gerochen worden!»

»Also — nahm Doricourt das Wort — während du mich verließest, pflegte sie mich? während du sie aus deinem reichen Hotel verbanntest, alle Freuden ihres Alters ihr versagtest, fand sie ihr Glück darin, mir altem Manne Freude zu machen? meine Beschwerden zu erleichtern? dich bei mir zu entschuldigen? o wenn du wüßtest, mit welcher Wärme sie für dich gesprochen! wie sie meine alten Tage mir versüßt hat! Lilia! mein himmlisches Mädchen! wie kann ich dir jemals verdanken» —

»Indem Sie mit meiner Mutter sich versöhnen,» unterbrach Lilia ihn lebhaft, »das war mein Zweck, das wird mein süßester Lohn sein!»

»Wie! eine Tochter, die —»

»Stille! Stille!» rief Lilia, »wenn die Mutter strafbar ist, so erzählen Sie es den Kindern nicht!»

Dieser letzte schöne Zug überwältigte den Greis, er öffnete seine Arme und versöhnte sich mit Allen. Aller Augen waren feucht, selbst der General konnte einige Thränen nicht unterdrücken, die er aber schnell unter seinen Schnurrbart zu verbergen strebte.

Um die Freude dieses Tages zu vollenden, mußte der Greis den Wünschen Aller nachgeben, mit seiner Lilia in den Wagen steigen und dem Feste beiwohnen, welches, durch die rührende Erzählung des Vorgefallenen, am meisten verherrlicht wurde. Lilia, im rothen Röckchen und einfachem Corset, erschien mitten unter den geputzten Damen, und wurde allgemein bewundert. Ihr Stiefvater selbst bekannte sich überwunden und wurde ihr, seit diesem Tage, ein wahrer zärtlicher Vater.

Die Fehler der Eltern soll ein gutes Kind stets entschuldigen und ihrer Härte nur Sanftmuth und Geduld entgegensetzen. Dann wird es, auch unter dem Drucke, mit sich selbst in Frieden leben, und endlich einen schönen Sieg erringen.



B e s ch l u ß.

Heute, liebe Flavie, ist dein Geburtstag. Es sind nun fünfzehn Jahre, als in derselben Stunde, wo ich dir jetzt dictire, ich dich zum Ersten Male in meinen Armen hielt, meine Lippen auf die deinigen drückte und dich mit süßen Thränen benetzte. — Welch ein Augenblick! welche Erinnerung! Seit jener Stunde, die mein Dasein und mein Glück verdoppelte, bin ich mir bewußt, dich stets geliebt, gepflegt, und kindlich mit dir spielend, dich väterlich geleitet zu haben.

Ueber deine ersten Eindrücke zu wachen, hielt ich stets für Pflicht, denn sie haben auf unser ganzes Leben einen so großen Einfluß. Unter den Künsten gleichsam aufgezogen, täglich umringt von Schriftstellern und berühmten Männern aller Art, die mich mit ihrer Freundschaft beehren, hast du nach und nach die Liebe zum wahren Schönen dir eigen gemacht, die die Seele erhebt; den Geschmack, der den Geist ziert. Du hast die Sprache in deine Gewalt bekommen, du hast erwägen, vergleichen, urtheilen gelernt; du hast dich gewöhnt, nichts obenhin zu hören, nicht zu sprechen ohne zu denken; den Schimmer vom wahren Verdienst, das leere Geschwätz von der Sprache des Herzens und Verstandes zu unterscheiden. Mit Einem Worte: du bist nun vernünftig und unterrichtet, ohne über den Büchern bleich geworden zu sein und auf Schulbänken gegähnt zu haben.

Aber alles das genügte deinem Vater noch nicht, der seinen ganzen Ehrgeiz in dein Glück gesetzt hat. Geist, Geschmack und ein angefülltes Gedächtniß mögen der Genüsse viele in der Welt gewähren, aber, um ganz glücklich zu werden, meine gute Flavie, muß man sich Liebe erwerben.

Darum wollte ich, indem ich deine lebhafte Einbildungskraft beschäftigte, dein Herz vervollkommnen, deinem Nachdenken die Fehler in Erinnerung bringen, die ich etwa an dir bemerkte, und, um dich nicht zu kränken, auch der liebenswürdigen Eigenschaften erwähnen, die dich auszeichnen. Ich habe geglaubt, daß ich, über jene scherzend, durch diese sanft bewegt, am Besten das vermeiden würde, was, nach meiner Ueberzeugung, den väterlichen Zauber vernichtet, nämlich Verweise und Predigten. So oft ich einen Vater, einen Vormund, eine Gouvernante mit der schüchternen Jugend keifen höre, so glaube ich einen Hirten zu sehen, der mit dem Hirtenstabe sein Lamm schlägt, oder einen Gärtner, der seine schwere Gießkanne auf die Blumen wirft, und sie zerdrückt.

Darum habe ich dir diese Geschichtchen dictirt, über die wir so oft mit einander lachten, und die uns auch mehr als Einmal die Augen befeuchtet haben; diese Geschichtchen, die uns so manchen frohen Morgen verschafften, durch die ich in deinem Herzen Keime zu entwickeln strebte, deren Früchte Liebe und Achtung sind. Du solltest Quellen des Glücks in dir selbst suchen und finden, eines Glücks, das auch im

Wohlstände uns erfreut, im Kummer uns tröstet, damit, wenn du einst auf die Weltbühne trittst, man dich vor allen Dingen gut nennen möge, selbst ehe man dich liebenswürdig nennt.

Ich will dir auch nicht verhehlen, Flavie, daß die öffentliche Bekanntmachung dieser Geschichtchen dir eine schwere Obliegenheit zuzieht. Man wird die Wirkung derselben, die Frucht meines Unterrichts, in dir sehen wollen; man wird in dir die Eigenschaften suchen, zu welchen, wie man vermuthet, du mir das Muster geliehen. Keinen der Fehler, die ich dir vorgezeichnet, wird man bei dir entschuldigen, und wenn man bei meiner Tochter nicht Güte und Natur ohne Ziererei, Grazie ohne Anspruch, Unterricht ohne Pedanterie findet, so werden meine Geschichtchen verloren sein. Du siehst, Flavie, in der Natur vergilt sich Alles. Mich verpflichtete sie zu deinem Unterricht, zu deinem Glücke, dich hingegen machte sie verantwortlich für meinen Ruf.

Doch erschrecke nicht. Ich erwarte von diesem Büchlein keinen andern Ruhm, als den, es dir lieb zu wissen; kein anderes Gelingen, als die Zuversicht dich glücklich zu sehen; keinen andern Titel, als den des zärtlichsten Vaters. Die Ausspender des Ruhms werden leicht bemerken, daß hier der Stil der Fassungskraft, der Geschmack dem Unterricht, der Witz dem Gefühl untergeordnet werden mußte; daß nicht der Schriftsteller sprach, sondern der Kinderfreund.

Gewiß, meine Tochter, werden wir unsere Unterhaltungen wieder beginnen, aber nicht mehr durch Geschichtchen werde ich deine Aufmerksamkeit zu fesseln suchen. Du bist nun schon deiner vortrefflichen Mutter über den Kopf gewachsen; meine Freunde dutzen dich schon nicht mehr, sondern nennen dich Mademoiselle; kurz, du bist fünfzehn Jahr alt.

Fünfzehn Jahr! das schöne Alter! die Rosenzeit — das Morgenroth des Lebens. Möge ein heiterer Tag ihm folgen! Mögest du nie mit Schmerz an die süßen Augenblicke dich erinnern, die wir mit einander zugebracht! Mögest du bisweilen noch mit Vergnügen diese Geschichtchen durchblättern, sie einst deinen Kindern vorlesen, und dann auch meiner, als deines Lehrers, deines besten Freundes gedenken!

Nichts mehr, geliebte Flavie! wirf die Feder weg! umarme mich!



Inhalt.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.


Widener Library
3 2044 100 907 963